This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

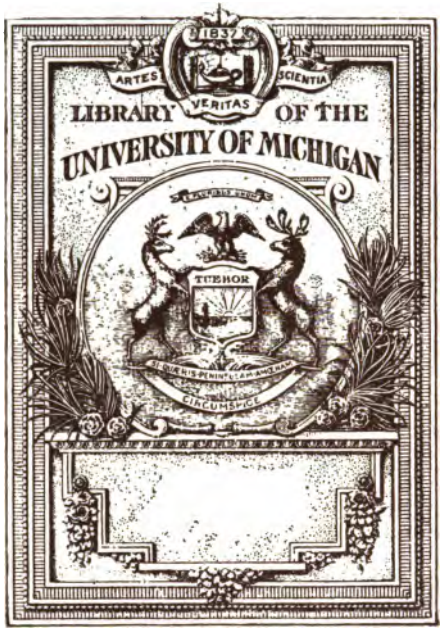
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BL
25
.R39
SER.4
V.5

A 409215


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

BL
25
.R39
Ser. 4
v. 5

Die urchristliche und die heutige Mission

Ein Vergleich. Von Professor D. Heinrich Weinel-Jena

1.–10. Tausend

Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart. IV. Reihe, 5. Heft. Herausgegeben von Lic. theol. Friedrich Michael Schiele-Tübingen

Tübingen 1907. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung 3

I. Kapitel. Der Boden der Mission . . . 4–25

1. Das Gebiet S. 4. – 2. Die Rassen S. 7. – 3. Vorchristliche Mission S. 10. – 4. Mission und Politik S. 10. – 5. Das Entscheidende S. 14. – 6. Ergebnisse S. 20.

II. Kapitel. Die Ziele der Mission . . . 25–31

1. Persönliche Ziele S. 25. – 2. Kirchliche Ziele S. 28.

III. Kapitel. Die Träger der Mission . . 32–43

1. Die Apostel und andere Missionare S. 32. – 2. Berufung und Persönlichkeit S. 35. – 3. Die Arbeit der Frauen S. 41.

IV. Kapitel. Die Mittel der Mission . . . 43–58

1. Zur Einführung S. 43. – 2. Die Predigt S. 45. – 3. Die Taufe und die Mysterien S. 49. – 4. Wunder und Heilungen S. 51. – 5. Die Organisation, die Liebesgesinnung und die soziale Tat S. 53. – 6. Die Schule S. 57.

V. Kapitel. Der Erfolg der Mission . . 59–63

1. Innere Erfolge S. 59. – 2. Äußere Erfolge S. 61.

Nachwort 63

Published July 15, 1907.

Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved March 3, 1905 by J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.

Alle Rechte, einschließlich des Uebersetzungsrechts, vorbehalten.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

Wo Jesu Geist lebendig ist, da lebt auch das Gefühl einer Sendung an die andern, da ist Mission. Aus der Überfülle des Herzens spricht der Mund. „Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben.“ Die Menschen sind ergriffen von seiner Güte und wollen dem Vater gleich sein, der seine Sonne scheinen läßt über die Bösen wie über die Guten, der auch den Sohn, der in die Irre ging und verloren war, wieder in seine Arme schließen will. Mag Jesus selbst sich fest auf die Wirksamkeit in seinem Volk beschränkt haben, mag einem jeden von uns sein Beruf nur einen kleinen Teil unseres Volkes zum Arbeitsfeld zuweisen, wer aus der Kraft der Liebe Jesu und seines Gottvater-Glaubens lebt, der möchte sein Glück und seine Freude ausgießen in jedes bekümmerte und zerschlagene Herz und ein Stab werden für alles, was mühselig und beladen des Lebens Pfade zieht.

Die Gewinnung der nichtchristlichen Völker für das Christentum, die wir uns gewöhnt haben im besonderen Sinne Mission zu nennen, ist nur ein Teil der Arbeit, die aus solcher Fülle wächst, und ganze Jahrhunderte hindurch ward sie nicht einmal im Sinne jener Liebe geübt, sondern in der Heiden Weise als Eroberung und Zwang mit Gewalt und Blut und Tränen. Die Reformation hat dann diese Arbeit versäumt und erst das im Pietismus erneute evangelische Christentum hat sie im „Geist der ersten Zeugen“ wieder aufgenommen. Seitdem ist die evangelische Mission, gefördert durch die neuen Entdeckungen und die Erschließung aller Weltteile, zu einem ungeheuren Werk herangereift,

I* 3
401668

dessen Größe, fast ganz auf freiwilligem Dienste ruhend, die Freunde mit Begeisterung erfüllt, den Gegnern wenigstens durch den Mut, die Tatkraft, die Organisationsgewalt und die Opferwilligkeit, die es offenbart, Achtung abnötigen muß.

Es ist gewiß derselbe Geist suchender Liebe, wie ihn die erste Zeit hatte, aus dem auch das neue Werk entsprang, der Geist, der nicht fragt und zweifelt, der nicht nach Gründen sucht für sein Tun, der arbeitet und wirkt, wie der Frühling blüht und die Sonne leuchtet. Aber ist, was wir mit Mission meinen, auch dasselbe Werk wie die Predigt des Evangeliums an die Heiden jener ersten Tage? Und sollen wir im Neuen Testament für diese Mission Gesetz und Regel suchen, um nach ihnen zu arbeiten? Daß die Geschichte uns nicht Gesetz, sondern Hilfe werde, nicht ein Hemmnis unseres Lebens, sondern ein Antrieb zu eigenem Leben, dazu soll uns ein Blick über die Predigt der Urzeit und die Mission unserer Tage dienen.

I. Kapitel. Der Boden der Mission.

1. Das Gebiet. „Der Acker ist die Welt", so spricht die alte Mission in tausend Stimmen zu uns, so sagt auch wieder die neue Mission. Und doch, was für eine andere Welt ist die Welt unserer Mission gegen jene alte geworden! Schon rein äußerlich, geographisch. „Unsere Welt" ist die Erde, die wir heute genau kennen, seitdem jene beiden großen Entdeckungszeiten, die Wende des 15. Jahrhunderts zum 16., und das 19. Jahrhundert, Europas Schiffe und forschenden Männer in alle Meere und alle Einöden geführt haben. Die Welt der alten Christenheit war viel kleiner: sie war das römische Reich und was von Völkern noch an dessen Grenze sichtbar und spürbar wurde. Wie hätte sonst Paulus die Hoffnung haben können, der ganzen Welt das Evangelium zu verkünden, wie hätte um das Jahr 100 die Christenheit überzeugt sein können, daß Christus in der ganzen Welt verkündigt sei und geglaubt werde? Freilich umfaßt „die Welt" des alten Christentums noch mehr: aber nicht nach Osten und Westen, wo Spanien das äußerste „Ende des Abendlandes" ist (1. Clem. 5), bis wohin man den Paulus gekom-

men wähnt, nicht nach Norden und Süden reicht diese Welt weiter, sondern hinauf ins Geisterreich und hinunter in die Erdentiefe zu den Toten. Und die Mission ist „ein Schauspiel geworden für die ganze Welt, sowohl für die Engel als für die Menschen“ 1. Kor. 4, 9, und die ganze Schöpfung harrt in Herzenssehnsucht auf die herrliche Erscheinung der Kinder Gottes Röm. 8, 19, die Engel möchten „sich bücken und hineinblicken“ in das Wunderbare, was da vorgeht 1. Petr. 1, 12, soweit sie nicht gehässig die Gläubigen trennen wollen von ihrem Haupt, das im Himmel ist und von der Liebe Gottes in Christo Jesu Röm. 8, 39. Aber menschliche Mission kann dort nicht hinkommen: Christus selbst ist „im Geist“ hinabgegangen und hat den „Geistern im Gefängnisse“ gepredigt 1. Petr. 3, 19, den Toten ward so das Evangelium auch verkündigt — also wirklich der ganzen Welt 1. Petr. 4, 6 —, und als er durch die Himmel hinaufstieg zu Gott, „ist er den Engeln erschienen“ und die erlöst werden sollten haben sich ihm gebeugt und an ihn geglaubt, so deutet es der Hymnus 1. Tim. 3, 16 an, so erzählen es die Apokalypsen wie die Himmelfahrt des Jesaja. Erst eine spätere Zeit hat auch die Apostel hinabgeschickt in die Erdentiefe, um die Heiligen des Alten Bundes zu lehren und zu taufen. Hermas, Sim. IX, 16. —

Das bedeutet aber für unsere Mission nicht ein bloß quantitativ größeres Arbeitsgebiet, das bedeutete nicht bloß klimatisch eine ganz außerordentliche Erleichterung für die alte Mission, eine im ganzen gesunde und gewohnte Lebensweise: das bedeutete für sie vor allem auch kulturell eine große Hilfe bei der Arbeit. Gewiß ist Paulus nicht ungefährdet gewesen auf seinen Reisen „und oft in Todesgefahr“ 2. Kor. 11, 23. Aber es war doch mehr die Obrigkeit, die ihn bedrohte, als der Weg; wenn er auch zu erzählen weiß von „Gefahren durch Räuber“, so ist doch in der ganzen Liste von Nöten im 2. Korintherbrief deutlich zu merken und aus allen Briefen des Paulus zu entnehmen, daß sein Weg ungefähr so sicher war wie in einem modernen Staate, etwa im heutigen Italien, auch. Und wenn wir durch eine Inschrift erfahren, daß ein Kaufmann aus Phrygien 72mal die Reise nach Rom gemacht hat, so bezeugt auch das, wie leicht und schnell man reiste. Die Straßen des großen

und gut verwalteten Reiches sind rechte Helfer der ersten Mission gewesen, und der blühende Handel hat vielleicht ebenso sehr wie die bewußte Arbeit das Christentum in die Welt getragen. Vor Paulus ist es auf diesem Wege nach Italien, insonderheit nach Rom gelangt, und Alexandrien hat der Sage nach durch Barnabas und Markus, in Wirklichkeit durch unbekannte reisende Kaufleute zuerst von Jesus gehört.

Aber noch mehr: ein dichtes Netz von Vereinen aller Art spann sich durch dieses Reich und seine offizielle Verwaltung hindurch. Als das junge Christentum sich organisierte, hat es lange im Stillen sich entwickeln können unter dem Schutz eines freien Vereinsrechts, das erst allmählich eingeschränkt wurde, als das Reich die Organisationen mächtig werden fühlte, welche die Bürger seinen eigenen Beamten aus den Händen zu reißen drohten. Ob das Christentum von der Verfassung dieser Vereine auch für seine eigene Verwaltung gelernt hat, ist zweifelhaft; angefangen hat seine Organisation jedenfalls ganz originell aus dem Geist der neuen Religion heraus als ein freiwilliger Dienst (diakonia). Aber es mag sein, daß der so zukunftsreiche Titel Episkopos mit samt gewissen Vorstellungen von diesem „Präsidenten" von außen übernommen ist und eben deshalb so mächtig ward, weil er draußen schon viel bedeutet hatte.

Noch mehr. Das römische Reich war der Erbe Alexanders des Großen. Das Imperium ist der Hellenismus, ist jene einheitliche Kultur, wie sie sich, getragen von der griechischen Sprache, in dem großen Ländergebiet ums Mittelmeer entwickelt hatte. Das Latein, die Sprache der herrschenden Verwaltung und des Heeres, bedeutete wenig: einige Wörter und einige lateinisch gefärbte Wendungen sind im Neuen Testament alles, was die Herrn der Welt ihm geschenkt haben. Die Schriften sogar der römischen Christengemeinde, wie der erste Petrusbrief, der 1. und 2. Clemensbrief, der Hirte des Hermas, und die Briefe dorthin, wie etwa der Hebräerbrief, sind bis gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts griechisch. Bis nach Spanien und Afrika hin ward griechisch gesprochen, in Edessa und in Ägypten nicht minder. Und selbst die Kelten, die Paulus in Galatien bekehrte, verstanden sein Wort unmittelbar. Welch eine ungeheure Erleichterung der Mission! Zudem

war das Aramäische, von dem Jesus und seine Jünger einen Dialekt sprachen, eine im Osten des Reiches weit verbreitete und viele Türen öffnende Handels- und Verkehrssprache geworden. All die Schwierigkeiten, mit denen die moderne Mission zu kämpfen hat, waren nicht vorhanden, die ungeheure Arbeit, die sie zu leisten und geleistet hat für die Grammatik und Literatur einer ganzen Welt, war damals unnötig. Dem Paulus, der als Jude der Diaspora die zwei großen Sprachen beherrschte, stand die ganze Welt, die Welt des Ostens und des Westens, für seine Tätigkeit unmittelbar offen, zumal wenn die Mission, wie es später sein Prinzip war, nur die großen Städte des Reiches besuchte. Eines Sprachenwunders, wie es die Apostelgeschichte aus dem alten Bericht von der Geistesausgießung und wundersamen Zungenrede gemacht hat, bedurfte es also nicht für jene Mission: die lange Entwicklung der alten Welt hatte der jungen Religion auch hier den Weg bereitet.

Was eine geschulte und gebildete Sprache und ihr Besitz für die Missionare bedeutet, davon wissen alle Missionsberichte zu erzählen, besonders die Berichte von solchen Völkern, die entweder noch in der Tiefe eines unliterarischen Daseins leben oder in den Formen einer Welt, der für eine Übersetzung der Bibel selbst die notwendigsten Bilder und Begriffe fehlen. Hier war eine Sprache mit Bildern und Begriffen einer Jahrtausende langen gemeinsamen Entwicklung als erste Gabe der neuen Religion in die Wiege gelegt, eine Sprache, deren Schönheit und Kraft damals vielleicht nicht mehr frisch wie der junge Tag war, die aber alles zu sagen gestattete, was das Menschenherz erhebt und bewegt.

2. Die Rassen. Zu dieser einzigartigen Gunst der äußern Lage kam nun noch vieles hinzu, was mit durch sie bedingt war. Schließlich entsteht aus einer gemeinsamen Sprache, wenn sie nur lange genug über Menschen auch der verschiedensten Herkunft herrscht, eine starke gemeinsame Empfindung, die dem nationalen, ja dem Rasseempfinden ungemein nahe kommt, wenn dieses auch ursprünglich mehr durch Einflüsse der körperlichen Abstammung bedingt ist. Eben dieses Gefühl der Rasse aber ist von höchster Bedeutung auch für die Mission. Wie schwer die Rasseempfindungen,

die ganz unabhängig von unserem Bewußtsein sind, selbst von unserem sittlichen Wollen und religiösen Glauben überwunden werden können, weiß jedermann. Die Lage der Neger in Amerika bei voller staatlicher und religiöser Gleichstellung ist dazu angetan, jedem die Augen zu öffnen, der diese physiologische Tatsache überfliegen zu können meint. Man kann auch verstehen, wie das Christentum hier auf außerordentliche Hindernisse stößt, selbst wenn die Missionare – und etwa die weißen Christen der Umgebung – ganz und gar mit ihrem „natürlichen Menschen" in dieser Richtung fertig geworden sind. Der zu Bekehrende muß diesen Rasseinstinkt noch ganz ungebrochen in sich haben. Und aller Respekt, alle vielleicht abergläubische Verehrung vor der weißen Rasse und ihrem Glauben, ersetzt doch nicht das Vertrauen, das Menschen einer Rasse und einer Nation als solche schon aneinander bindet. Die Schilderung Lafcadio Hearns von den Empfindungen selbst des in seiner Art hochgebildeten japanischen Volkes uns Weißen gegenüber, mag wie vieles, was dieser Romantiker schrieb, gefärbt, aber es wird im grunde richtig sein, wenn er sagt: „Obgleich man die Abendländer als intelligente und höchst gefährliche Wesen ansah, galten sie doch nicht voll als Menschen; vielmehr meinte man, daß sie dem Tierreich näher stünden als der Menschheit. Sie hatten Körper von seltsamer Form, ihre Zähne glichen denen der Menschen nicht . . . , und ihre moralischen Ideen gar waren die der Kobolde. Die Einschüchterung, welche damals die Fremden hervorriefen, war keine physische, sondern eine abergläubische Furcht." Kokoro S. 18. Daß solche Empfindungen die Annahme der Religion der Liebe nur erschweren können, daß ihr rein körperliche Gefühle von außerordentlicher Intensität entgegenstehen, liegt auf der Hand.

Nun sind auch für das alte Christentum gleiche Gegensätze ja nicht ganz zu leugnen. Das Christentum ist zuerst durch Missionare semitischer Rasse verbreitet worden und nicht bloß unter Semiten. Die Griechen und Römer sehen es bis ins zweite und dritte Jahrhundert auch unter diesem Gesichtspunkte, und eine stark antisemitische Strömung gegenüber Juden und Syrern ist in allen Teilen des römischen Reiches wahrnehmbar. Schon Philo und Josephus,

jener ein älterer, dieser ein jüngerer Zeitgenosse des Paulus, haben ihr Volk und ihre Rasse gegen antisemitische Angriffe schützen müssen. Aber andrerseits war die Völker- und Rassenmischung im römischen Reich ganz allgemein, und zwar von den Proletariervierteln der Großstädte an bis hinauf zum Hofe des Kaisers, – so allgemein, daß jene Zeit von unsern Rassenfanatikern die Epoche des Völkerchaos genannt und auf sie gerade die Dekadence des Reiches zurückgeführt wird. Eine Theorie, die – nebenbei – ebenso einseitig ist wie die frühere ethische Theorie vom Zerfall der Sitten und die neue wirtschaftliche vom Aufhören des Sklavennachschubes durch den „ewigen Frieden". Die Tatsache der Rassenmischung steht fest, mag man sie billigen oder nicht. Und ebenso auf die Persönlichkeit gesehen, daß das Griechentum bereits eine ganze Reihe bedeutender Menschen semitischer Rasse mitumfaßte, zumal in der Philosophie. Zeno, der Stifter der Stoa, und Antiochus von Askalon, ein Lehrer Ciceros, seien hier nur genannt. Ein Paulus konnte also nicht denselben Eindruck des Abstoßenden machen, wie ihn unter uns etwa ein missionierender Neger, oder des Seltsamen und Befremdenden, wie ihn ein buddhistischer Missionar aus Japan machen würde. Es darf freilich nie vergessen werden, daß auf gewisse Menschen auch die Art einer fernstehenden Rasse mit einem besonderen Reiz anziehend wirkt.

Und in einem Punkt mögen sich die Empfindungen jener Tage etwa mit unseren heutigen decken. Wie für viele heute in Japan und China, vielleicht auch bei niedrigen Völkern, am Christentum das Fremde und Geheimnisvolle lockt, wie in Europa bei all der Schwärmerei für Buddhismus und Theosophie des Ostens einfach ein Stück Romantik lebendig wird, so schauten auch zur Zeit Jesu viele, viele seit Jahrhunderten aus nach den alten Religionen des Orients, nach den Geheimnissen ihrer Zeremonien und den Offenbarungen ihrer unverstandenen heiligen Bücher und warteten auf Licht aus dem Osten, weil Rationalismus und Aufklärung die alte einheimische Götterwelt zertrümmert hatten. Uralt und doch neu, fremd und reizvoll, scheinbar naiv und antik und doch voll geheimnisvoller Symbole für die kompliziertesten Sehnsucht des Herzens, so ga-

ben sich diese Religionen des Ostens. Und ihre Träger, Propheten und Apostel, Priester und Zauberer, wurden angestaunt und gesucht. Die Rasse und die Fremde lockten.

So fand das Christentum hier sofort mindestens ebenso viel Förderung als Hemmung durch seine fremde Herkunft. Aber bald war es auch eine einheimische Religion geworden, getragen von Leuten, die vom kaiserlichen Heere als von unseren Offizieren und unseren Soldaten sprachen, wie der Römer Clemens. Freilich sind unter den schriftstellernden Christen der ersten Zeit, zumal unter den Verfassern des Neuen Testaments die geborenen Juden noch bei weitem in der Überzahl; erst im Laufe des zweiten Jahrhunderts, als die Leute kamen, die die „heilige Schrift von Jugend auf kannten", auch ohne Juden gewesen zu sein, mehren sich die Schriftsteller anderer Herkunft. Und eben damals hat auch die Mission im alten Sinne sogut wie ganz aufgehört.

3. Vorchristliche Mission. Schon seit lange war man an Missionsarbeit gewöhnt. Der Missionar in den mannigfachsten Gestalten, als Prediger und Priester, als Magier und Wunderarzt, als Philosoph und Lehrer war zur Zeit des Paulus längst keine unbekannte Erscheinung mehr. So waren die Mysterien des Ostens durch geschlossene Gemeinschaften mit ihrem halben Geheimnis und ihren Zauberpriestern gekommen, so zogen die jüdischen Missionare „über Land und Meer, um einen Proselyten zu machen", so predigten endlich wie Paulus im Hause des Titius Justus Apg. 18, 7 allenthalben die Verkündiger des neuen Monotheismus und der Menschlichkeitsethik, die berufsmäßigen Lehrer der Weisheit. Wie Paulus auf dem Markte von Athen, so sprachen die kynischen Wanderprediger auf Straßen und Märkten; und äußerlich nicht viel verschieden von den ältesten Verkündigern des Christentums, zogen sie durch die Länder mit dem Stab in der Hand und dem Ranzen auf der Schulter. Hier war alles was das Christentum brachte nur die Fortsetzung einer alten Entwicklung.

4. Mission und Politik. Die moderne Mission hat eine weitere Schwierigkeit, ja vielleicht von äußeren Verhältnissen her ihre größte Schwierigkeit zu überwinden in dem politischen Problem, das ihr gestellt ist. Sie hat

schon da außerordentliche Hemmnisse, wo der Europäer als der Erfinder der gewaltigsten Mordwaffen neben dem Europäer als dem Prediger der Vatergüte Gottes und der Bruderliebe des Menschen zugleich erscheint, wo das fremde Volk etwa gegen ein „christliches" einen mörderischen Krieg durchzufechten hat, wie Japan gegen Rußland. Aber wie viel größer sind die Schwierigkeiten, wenn der „christliche Staat" zugleich als kolonisierende Macht erscheint, den Missionar unter seinen Schutz nimmt und als Strafe für die Ermordung von Missionaren etwa politische Vorteile erzwingt! Welch neue Schwierigkeiten da auftauchen müssen: für das bezwungene Volk, für den Missionar und für den Beamten des Staates, der sich doch auch in seinem Recht und in sittlicher Arbeit glaubt —, das wissen wir alle, die wir China und Südwest-Afrika miterlebt haben. Einst hatte es die Mission viel leichter, wenigstens unsere deutsche Mission, als sie noch in Gebieten arbeitete, wo keine staatliche Hand sie schützte und kein deutsches Reich Neger unter seine Herrschaft zwang. Hier wächst für unsere Mission eine immer größere Gefahr und eine immer schwerere Aufgabe heran.

Von dieser Gefahr wußte die alte Mission einfach nichts. Gewiß, es gab ein politisches Problem im alten Christentum, und es war eines der schwierigsten und gefährlichsten auch für die Mission; aber es lag ganz anders. Das Christentum erschien dem römischen Staat einfach als Anarchismus und wurde als solcher vom Bürgertum ebenso wütend gehaßt wie vom Beamtentum bestraft. Es war auch Anarchismus, nicht ein Anarchismus der Propaganda und der Tat, aber ein Anarchismus der Liebe. Es lehnte entschieden und schlicht den ganzen Staat ab. Man hat sich oft diese Tatsache verborgen und das Verhalten der Behörden wie der Massen nicht begriffen, weil man die christlichen Schriften viel zu wenig unter politischen und sozialen Gesichtspunkten las und weil man zu wenig beachtete, was sie bekämpfen und was sie voraussetzen.

Was bedeutet es, wenn Paulus ausdrücklich und ausführlich die Römer zum Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnt, die ihr Schwert nicht umsonst trage? 13, 1—7, und wenn durch die ganze alte Literatur hindurch die Mahnung klingt:

Seid untertan der Obrigkeit! und Betet für die Könige! 1. Tim. 2, 1 ff., Tit. 3, 1 usw. Das bedeutet: Nur keine Revolution! – Wie nahe selbst Christen die Revolution lag, auf einem Boden, der von den Sklavenkriegen noch zitterte, das versteht, wer den Jubelgesang der Engel und Menschen über den Fall Roms in der Offenbarung Johannis liest 18, 8 – 20; 19, 1 – 8. Und wenn man das Gebet der ersten Christenheit für die Kaiser hört, so fühlt man deutlich seine feinen Mahnungen zum Frieden und seine Abweisungen ungerechtfertigter Ansprüche eben dieser Kaiser.

„Laß uns deinem allmächtigen und herrlichen Namen und unsern Herrschern und Fürsten auf Erden gehorsam sein. Du, Herr, hast ihnen kraft deiner erhabenen und unsagbaren Macht die Königsgewalt gegeben, auf daß wir der Majestät und Ehre, die du ihnen verliehen hast, inne werden und uns ihnen unterordnen, in nichts deinem Willen zuwider. Gib ihnen, Herr, Gesundheit, Frieden, Eintracht, Wohlergehen, daß sie die Herrschaft, die du ihnen verliehen hast, ohne Fehl führen. Denn du, himmlischer Herr, König der Welten, gibst den Menschensöhnen Herrlichkeit und Ehre und Gewalt über das, was auf Erden ist. Richte du, Herr, ihren Sinn nach dem, was gut und wohlgefällig vor dir ist, damit sie in Frieden und Sanftmut die Herrschaft, die du ihnen verliehen hast, fromm führen und deiner Gnade teilhaftig werden" 1. Clem. 61.

Und was bezweckt die immer freundlichere Zeichnung des Pilatus, je später die Evangelien werden? das Bild wohlwollender Haltung, das die Behörden in der Apostelgeschichte liefern? Immer dasselbe! – man will den Radikalen sagen: Keine Revolution, Rom ist nicht so unerträglich schlimm!

Aber derselbe Paulus hat den Staat innerlich negiert, indem er den Gemeinden verbietet, sein Recht zu nehmen 1. Kor. 6, 1; ein Gericht der „Presbyter" hat später das öffentliche Gericht verdrängt und das Kirchenrecht hat Schritt für Schritt das staatliche zu ersetzen gesucht. Das Soldatsein ist vom Christentum noch lange mit Argwohn betrachtet oder verboten worden. Und daß die Ablehnung des Kaiserkultes, in dem sich der Glaube an den Sieg und die Hoffnung auf die Erhaltung des Staates verkörperten, die innerliche Stellung der Christenheit scharf zum Ausdruck brachte, ist sehr deutlich gewesen. Es war kein bloßer Streit um den wahren Gott und die „Götzen", es war auch keine

Willkür, wenn der Staat die Läſterung Chriſti verlangte: man empfand auch auf chriſtlicher Seite Jeſus als „Herrn“, als „Gott und Heiland“ (Titel des Kaiſers), ja direkt als den Kaiſer, ſeine „Herrſchaft“ ſetzte man der Herrſchaft der Kaiſer, der Welt und des Satan entgegen. Man hat als Chriſt „ſein Staatsweſen im Himmel“ Phil. 3, 20 f. und iſt auf Erden weder daheim noch ein „Bürger“. Hier iſt man Beiſaſſe und Fremdling 1. Petr. 2, 11, Bürger iſt man in der Stadt des lebendigen Gottes, im himmliſchen Jeruſalem, und Mitbürger bei den Engeln Hebr. 12, 22 f. Unzählige Stellen ließen ſich noch anführen, die alle zeigen, daß das Chriſtentum ſich dem römiſchen Staat — und jedem Staat — als eine neue Organiſation der Menſchheit entgegenſetzt. Man geduldet ſich, man gehorcht, man betet, man verbietet Schwert und Rache und wartet auf Gott — aber gelegentlich ſagt man auch einmal, weshalb: „um durch Guthandeln der Unwiſſenheit der törichten Menſchen den Mund zu ſtopfen“ 1. Pet. 2, 15 oder „damit nicht der Name Gottes und die Lehre geläſtert werde“ 1. Tim. 6, 1. Aber auch das Gehorchen hat ſeine Grenze, die nicht bloß der berühmte Satz der Apoſtelgeſchichte 5, 29 „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen“ andeutet, ſondern noch ſchärfer ein Wort des verhafteten Polykarp (Martyrium 10, 2): „Wir ſind gelehrt, den Herrſchaften und Gewalten, die von Gott verordnet ſind, die Ehre zu erweiſen, die ihnen zukommt, ſoweit es uns nicht ſchadet“; er meint natürlich: innerlich ſchadet. Die Geſinnung aber war radikal gegen den Staat. Erſt vom Ende des zweiten Jahrhunderts an wird das anders.

Man muß das wiſſen, um die Schärfe der Verurteilung zu verſtehen, die das Chriſtentum in den bürgerlichen Schichten des Volkes fand. Es war da gewiß viel Geſchäftsneid und Brotſorge wie bei jenem Silberſchmied in Epheſus Apg. 19, der wohl wußte, warum er die Leute rufen ließ: „Groß iſt die Diana der Epheſer!“ und bei den anonymen Denunzianten, die Plinius zum Einſchreiten gegen die Chriſten veranlaßten, weil die Tempel leer zu ſtehen begannen und man keine Opfertiere mehr kaufen wollte. Aber es war auch viel ehrliche Staatsgeſinnung und patriotiſche Entrüſtung lebendig wie bei den Leuten, die den Kaiſern die

Ehreninschriften in Priene und Halikarnaß setzten und versicherten, daß mit der Geburt des Kaisers „das Heil der Welt begonnen" habe und das goldene Zeitalter wieder gekommen sei. Jedenfalls ist der Haß außerordentlich stark gewesen, und viele haben damals wie Celsus diesen „Anarchisten" zugerufen (Orig. c. Cels. VIII 68): „Handelten alle wie du, so wäre der Kaiser bald allein und vereinsamt, so würden die Dinge auf Erden in kurzem in die Hände der wildesten und abscheulichsten Barbaren geraten, und um den Ruhm deiner Gottesverehrung und um den der wahren Weisheit unter den Menschen wäre es geschehen".

Aber trotz alledem war die Mission damals durch dies politische Problem lange nicht so erschwert wie heute. Damals waren die Christen eben doch stille und ruhige Untertanen, die nur so weit als möglich sich dem Staat entzogen, nicht mehr an ihm mitarbeiteten und nicht mehr ihm dienen wollten, weil ein höheres Ideal von Menschengemeinschaft in ihren Herzen lebte. Der Konflikt brach aus, wenn der Staat als religiöse Genossenschaft Forderungen stellte, die ein Christ nicht erfüllen konnte, wie das Opfer, meist erst, wenn durch Denunziation oder sonstwie eine Verfolgung entstand. Systematische Verfolgungen hat es ja nur wenige und erst sehr spät gegeben. Heute ist der Missionar Glied eines Staates, von dem gewiß den fremden Völkern, besonders denen auf niedrigen Kulturstufen schwer klar zu machen sein wird, weshalb er sich christlich gibt und es dann doch wieder nicht ist, weshalb er Missionare und Kanonen, Branntwein und Lehrer schickt. Dort haben wir eine innerstaatliche Bewegung, die das Unzulängliche des staatlichen Lebens einsieht und von innen her überwinden will durch ein „ruhiges und stilles Leben" in der Welt und durch Liebe gegen die Brüder; hier ein Christentum der Mission und ein Christentum, das die Fahnen weiht, die Herrschaftszeichen des fremden Volkes.

5. Das Entscheidende aber ist das Innerlichste. Das Evangelium kam, „als die Zeit erfüllt" und im allertiefsten Sinne reif geworden war für die Botschaft von dem Vatergott, der seine Sonne aufgehen läßt für die Ungerechten wie für die Gerechten, der den verlorenen Sohn in seine Arme nimmt und einen „Wiedergeborenen" aus ihm

macht, daß hinfort Reinheit und Liebe von ihm ausstrahle wie ein wärmendes Feuer in eine kalte Welt. Reif geworden waren die Menschen, im Volke Israel und draußen, durch eine Entwicklung von Jahrtausenden, zu der alle Völker des westländischen Kulturkreises ihr Bestes geschenkt hatten, in der sie gerungen hatten nach Reinheit und Innerlichkeit, nach Duldung und Liebe.

Am Anfang dieser ganzen Entwicklung und im Hintergrunde all unseres Wesens liegen die uralten primitiven Religionen der Geister, der gespenstischen Wesen, die in Busch und Baum, in Quelle und Stein, in Blitz und Wolke lebendig sind, der Seelen, die in den Gräbern und in der Erdentiefe wohnen, der Helden und Väter, die über der Herdflamme wachen. Und mit ihnen lebten ihre Ideale der Familiensitte und der Blutrache, des Ahnendienstes und des Fremdenhasses.

Diese ganze Welt der Geister und Seelen verschwand dann oder verbarg sich in den Aberglauben des Volkes vor der tieferen Einsicht in das gesetzmäßige Walten des großen Lebensgeheimnisses um uns her oder vor den großen Göttergestalten, die in den allmählich sich entwickelnden Staaten, besonders bei den Semiten, als die Regenten der Völker geglaubt wurden. So thronten am Himmel Jupiter, der lichte Tag, und Helios, der gewaltige Lebensbringer und Herzenskündiger, der alles sieht und alles hört; Wotan wanderte mit seinem einen Auge über die dunklen Wälder Deutschlands hin, und der Baal von Tyrus herrschte über Stadt und Meer. Auch Jahve ist ein solcher Gott seines Volkes, gewaltig über Israel, das er aus dem Knechtshaus ins gelobte Land geführt hat; draußen herrschen die anderen Götter über ihr Land und Volk. Die großen Opfer brennen vor ihren Tempeln Tag und Nacht, und neue Ideale künden ihren Willen aller Welt. Tapfer zu sein und dem Vaterland Leben und Familie zu opfern, das ist das Höchste. Und dann steigen langsam die großen Sterne der Wahrheit und der Treue und der Gerechtigkeit unter den Volksgenossen am Himmel der Gewissen auf. Nicht von jeher hat man sie gekannt; daß Gerechtigkeit ein Volk erhöht, ist der Glaube erst seiner Jünglingszeit. Die großen Götter als die Hüter der Staaten und

die Belohner der Tugenden ihrer Bürger, Gerechtigkeit und Vergeltung auch die Maßstäbe der Götter – das ist der Glaube der großen polytheistischen Religionen, zu denen der Höhenlage nach auch der Glaube Israels an seinen Volksgott Jahve gehört.

Aber die Menschen werden tiefer, klarer schauen sie das Geheimnis der Welt und ihre schweren Rätsel. Auch das Geheimnis ihrer eigenen Seele steht vor ihnen auf und schreit nach Lösung. Essen und Trinken, Haus und Hof, Acker, Vieh und alle Güter – je mehr der Mensch mit seiner Kultur sich diese Güter zu schaffen weiß, je mehr man Zeit gewinnt, von den Sorgen des Leibes und Lebens loszukommen und hineinzuhören in die Tiefe der eigenen Seele, desto eindringlicher spricht da drinnen etwas von der Unzulänglichkeit alles irdischen Glückes, von dem unstillbaren Durst im Menschenherzen, von der Torheit jenes klugen Mannes, der seiner Seele größere Scheunen gebaut hatte, um ihre Sehnsucht zu stillen. Noch Stärkeres wird wach. Daß die Schuld etwas ist, das man nicht mit dem Fett einjähriger Kälber abkauft und nicht mit der Asche der roten Kuh noch mit dem Blut eines Sündenbocks, das haben nicht bloß Israels Propheten, sondern auch Griechenlands Philosophen und schon die Dichter der Veden und die Sänger des alten Babylon gefühlt: das Menschenherz braucht Vergebung und Kraft für ein neues Leben. Und so beginnt die Sehnsucht über die Erde zu wandern, die Sehnsucht nach einem ewigen Glück, nach Gütern, die nicht Motten und Rost fressen können, nach einem „unvergänglichen und unverweslichen Erbe", das doch auch „unbefleckt" sein muß, soll es die tiefste Sehnsucht des Menschen stillen, sein Verlangen nach Reinheit.

Das alles wirkt dazu mit, jenen Religionen der Götter und Staaten den Untergang zu bereiten und etwas Tieferes an ihre Stelle zu setzen. Die Naturerkenntnis wird größer, die Einheitlichkeit des Weltlebens wird geschaut, und der Pantheismus, der Glaube an die Allseele, Zeus oder Logos, Weltvernunft, oder der erste Beweger genannt, löst leise die Göttergestalten der Volksphantasie ab. Der große Weltengott und eine höhere, eigene Ethik, der nicht mehr die Volkssitte, sondern der Gott in der Brust die

Ideale gibt, treten in der Philosophie und in der ethischen Prophetie Israels an die Stelle des alten Volksgottes und der Bürgertugend. Nur daß in Israel noch eine flammende Hoffnung bleibt für die Zukunft des gereinigten Volkes und dieser Glaube aus den Schicksalen einer schweren Gegenwart den starken Monotheismus entwickelt, den nur dies Volk gehabt hat, den Glauben an einen Gott der Weltgeschichte mit einem Ziel für die Welt. Aber Monotheismus und Ethik befriedigen die tiefste religiöse Sehnsucht noch nicht, wenn sie gleich in der stoischen „Philosophie" direkt als ihre Stillung gelehrt wurden.

Ein ewiges Leben in nieverwelkender Seligkeit auch drüben im Lande der Schatten, das konnte diese Diesseitsphilosophie und pantheistische Religion nicht geben. Die Religionen des Ostens aber schenkten in ihren Mysterien auch diese letzte Verheißung. Älter als die Philosophie und schon seit vielen Jahrhunderten im Orient geübt, sind diese Religionen des ewigen Lebens entstanden aus den Kulten der Frühlings- und Vegetationsgötter, deren Mythus ja überall von einem Sterben und Wiederaufleben zu erzählen weiß, oder aus der Verehrung der Sonnen- und Lichtgötter, deren tägliches Untergehen und Neukommen nicht bloß ein Bild, sondern eine Zuflucht schien für alle Sehnsucht nach einem Leben im Licht hinter den Schatten des Todes. Dionysos und jenes geraubte Mädchen Persephone, die man in Eleusis feierte, der ägyptische Osiris, Attis, der Phrygier, und Mithras, der persische Lichtgott, um nur die bekanntesten zu nennen, sie wandern alle nach Griechenland und durch das ganze Reich, den Glauben an ein herrliches Leben nach dem Tode in eine sterbensmüde Welt zu bringen. Jahrhunderte hat dieser Prozeß gedauert; in der Geburtsstunde des Christentums ist er noch nicht ganz in seiner vollen Stärke gewesen, aber doch schon überall im Gange. Das Judentum hat er seit etwa hundertfünfzig Jahren ergriffen, das Buch Daniel ist sein erster vollgültiger Zeuge, wenngleich schon bei Jeremias sich eine Anspielung auf die Klage um Adonis findet. Es war ein zähes Diesseitsvolk, das jüdische, und noch zur Zeit Jesu stritten Pharisäer und Sadduzäer um die Auferstehung. Es hat auch diese Hoffnungen vereinfacht und mit seiner nationalen Erwartung verknüpft;

wirklichen Mysterienkult haben immer nur kleine Kreise geübt. Und Jahwe, der überirdische Weltengott, war auch nicht wie jene Naturgottheiten nahe genug, um Mysterien mit ihm zu verbinden. Denn dies ist nun die Weise, in der man glaubt der Unsterblichkeit in den Mysterien teilhaftig zu werden: man kennt geheimnisvolle Riten, die den Menschen in die Gottheit hineinverwandeln, die den Eingeweihten „zu einem Gott machen" und ihm teil geben am unvergänglichen Leben. Diese Riten sind bei Osiris einst die der Einbalsamierung gewesen, bei andern Göttern besondere Mittel, durch die man sich ekstatisch in die Gottheit versetzt fühlte, meist aber Sakramente, sei's nun eine Taufe mit Blut und Wasser oder ein Essen und Trinken, durch das man die Gottheit in sich aufnimmt. Die Sittlichkeit hat sich erst spät und nur schüchtern mit diesen Religionen verbunden, wollte man doch gerade ohne den Weg des Gesetzes und der Vergeltung, ohne ein Gericht über Lebendige und Tote das Heil in sinnlich-übersinnlicher Weise haben. Freilich in ihrer edelsten Form, wie sie etwa Plato darstellt, hat auch die Mysterientheologie sich verinnerlicht und nicht durch Essen und Trinken, sondern durch Versenkung in die Gottheit und ihre Schöpfung und durch Reinheit und gute Gesinnung den Weg in eine schönere und bleibende Welt gesucht. Aber die Regel ist das nicht, und die späteren orientalischen Mysterien haben die Vertiefung ins Sittliche fast nicht erlebt. Nur die Askese, die Ertötung des Lebensdranges, die oft mit der Sittlichkeit verwechselt wird, haben sie manchmal, und dann sogar meist in brutaler Weise geübt.

In eine Welt der religiösen Reife trat das Christentum ein, oder vielmehr: es ist aus ihr geboren. Nicht als ob man es einfach aus ihr erklären könnte. Warum die Stillung all dieser Sehnsucht schließlich in der Person Jesu von Nazareth Fleisch wurde, kann keine geschichtliche Forschung errechnen. Er selbst ist auch zunächst gar nicht von dieser Seite her gekommen: er stammt aus der prophetischen Entwicklung Israels; und nicht die Verkündigung eines ewigen Lebens steht im Vordergrund seiner Botschaft, sondern die Verheißung einer neuen Welt, die Vertiefung und Einschärfung der Forderung Gottes und die Botschaft von seiner Vaterliebe. Aber schon bald haben Juden aus dem

römischen Reich und vor allem der Größte unter ihnen, Paulus, dieser neuen Botschaft von Gott und der Gewißheit des ewigen Lebens, die in Jesu Auferstehung lag, eine Form gegeben, die aller religiösen Sehnsucht der Zeit entgegenkam. Der starke Monotheismus und die reine innerliche Sittlichkeit Jesu traten nun in Bund mit der Mysterienfrömmigkeit und ihrem Verlangen nach einer Garantie der Seligkeit, und Taufe und Abendmahl wurden schnell im Sinne der Mysterien gedeutet. Die Kirche ward die Erbin aller dieser Religionen; sie ist auch wirklich ihr Kind gewesen, das Erbrecht besaß.

Wo ist in aller Welt heute ein Volk reif wie „die Heiden" jener Zeit? – Vielleicht sind Indien, China und Japan die Länder, in denen die Zeit der Reife da ist; aber man darf nie vergessen, daß dort bereits eine Erlösungsreligion seit Jahrtausenden an der Arbeit ist: der Buddhismus. Sind sie wirklich reif gewesen und reif, so sind sie auch bereits stark und bedeutend von einer Erlösungsreligion beeinflußt, die zur Aufnahme des Christentums nicht gerade fähig macht. Denn wenn Menschen gewöhnt worden sind, ihre Schuld nur als eine Form des allgemeinen Leidens der Welt anzusehen, so wird es ihnen schwer werden, die sittliche Erlösungsreligion zu erleben, für die die Schuld der Übel größtes ist und die stärkste Sehnsucht nicht sein darf, frei zu werden von der Welt, sondern rein zu werden von der Sünde, für die das neue Ziel nicht ist, still zu sein und allem abgestorben, sondern ein neues Leben in Kraft und Liebe zu gewinnen, das Leid zu bekämpfen, nicht es zu ertragen. So sind auch hier große Widerstände zu überwinden, und Völker, die den Buddhismus haben, sind nicht leicht für das Christentum zu gewinnen.

Wie aber in diesen Völkern selbst noch, zumal in China und Japan, neben der Erlösungsreligion alle Stufen der Entwicklung vom primitiven Geister- und Ahnenglauben über große Staatsreligionen mit Kaiserverehrung hin stehen geblieben sind, so trifft die Mission nun überall auf der Erde mit allen Stufen der Religion zusammen. Unendlich schwierig ist die Aufgabe, die daraus erwächst, unendlich erfinderisch müssen die Missionare sein, um diese Aufgabe zu lösen. Neben einem Herzen voll Glauben und Liebe gehört auch ein Kopf voll

religionsgeschichtlicher Bildung dazu, um die Parallelen aus allen Völkern und Zeiten zu verstehen und den Weg so zu wählen, daß man nicht Irrwege, die die Geschichte widerlegt hat, noch einmal versucht, und Winke, die sie gibt, unverstanden läßt. Man denke etwa einmal an den Ahnenkult, den alle Völker hinter sich haben und den wir Indogermanen, wie unsere Kränze und Kreuze auf den Gräbern zeigen, doch ganz anders lieblich und ernst überwunden haben als die Juden mit ihren schrecklichen Verscharrungsstätten und ihren harten Gesetzen über „Verunreinigung" durch Leichen. Welchen Weg gehen unsere Missionen, und gehen sie ihn unter Kenntnis ihrer religionsgeschichtlichen Vorbilder? Hat „Moses" recht gehabt oder die Kirche, oder sind beide Wege berechtigt, je nach dem Volke, auf das die höhere Religion trifft? Welch eine Fülle der erziehenden Weisheit, des religionsgeschichtlichen Verständnisses und des religiösen Mitlebens ist nötig, um unsere Mission vor zerstörenden und hindernden Eingriffen oder auch vor einem Hinabsinken in die unteren Stufen zu bewahren.

6. Ergebnisse. Überblickt man so die ganze Lage der jungen Religion zu der alten Welt, so versteht man, daß es unmöglich ist, aus der Bibel direkte Missionsanweisungen für unsere heutige Arbeit zu holen. Die Dinge decken sich nicht mit den Namen. Die Welt jener Tage und das, was wir unter Welt verstehen, die Heidenvölker des Urchristentums und unsere Heiden draußen in den anderen Erdteilen, endlich die Mission der Urchristenheit und unsere Mission: es sind ganz andere Dinge, die von denselben Worten getroffen werden sollen. Die urchristliche Mission birgt in sich ein Dreifaches, das wir unterscheiden. Sie ist mit unserer Heidenmission nicht mehr verwandt als mit unserer „inneren Mission". Denn es ist eine organische Entwicklung, durch die das alte kirchliche Christentum aus der Religionsreife der alten Welt herausgewachsen ist. Die alte Mission ist mehr Arbeit innerhalb eines von den gleichen religiösen und sittlichen, unreligiösen und unsittlichen Stimmungen, Gedanken und Kräften erfüllten Kulturganzen. Sie ist die Einwirkung des gesunden, frommen und reinen Teiles dieser verhältnismäßig einheitlichen Menschheit auf die Verlorenen oder Suchenden.

Endlich ſteckt in der urchriſtlichen Miſſion ein gut Teil Organiſationstätigkeit an einer beſtimmten Schicht zum Zwecke eines reinen, ruhigen und geordneten Lebens in der Welt. Das alles darf man nie vergeſſen. Und eben aus dieſem Grunde dürfen wir keine Geſetze machen wollen, die unſere freie Tätigkeit in der Miſſion hemmen, noch ſollen wir nach einer ſklaviſchen Nachahmung jener erſten Tage trachten; es war eben eine beſondere, ſo niemals wiederkehrende Zeit. Endlich dürfen wir nicht Sophiſtereien und gewaltſame Umdeutungen der Bibelſtellen verſuchen, um die ganz anderen Maßregeln zu rechtfertigen, zu denen unſere moderne Miſſion hat greifen müſſen und die ſie auch fernerhin immer neu ſuchen muß. Nicht dem Buchſtaben, ſondern dem Geiſte Jeſu gemäß müſſen die Träger und die Mittel unſerer Miſſion ſein. Unſerer eigenen Gedankenarbeit, unſerer praktiſchen Erfahrung und unſerm Erproben, uns ſelbſt iſt alles genau ſo überlaſſen wie den erſten Chriſten.

Auf der andern Seite dürfen uns Betrachtungen wie die angeſtellten nicht die Freudigkeit und den Mut zu der neuen großen Miſſionsarbeit nehmen, die uns vor die Füße und ans Herz gelegt iſt. Sollen wir warten, bis alle Heiden von ſelber reifen durch alle Stufen der Religion hindurch, bis zu dem Stadium der Entwicklung und Zerſtörung der nationalen Religionen und Ideale, wie es einſt im römiſchen Reiche war, aus dem dann das Chriſtentum wie von ſelbſt hervorgehen könnte? Das hieße jenen falſchen mechaniſchen Entwicklungsbegriff als oberſten Maßſtab unſeres Handelns nehmen, der allenthalben ſo viel Tatkraft lähmt und ſo viel Unheil anrichtet. So wenig wir unſere Kinder erſt im langſamen Umweg durch alle Menſchheitsideale führen, ehe wir ſie zum Chriſtentum bringen, wie wir hier ſofort mit dem Höchſten, mit Jeſu Güte und ſeinem Vatergott, anfangen, ſo werden wir auch in der uns von Gott geſtellten Aufgabe der Völkererziehung nicht warten, bis die Stunde der Entwicklung auch für dieſe Völker ſchlagen wird, wo ihnen die Volksideale ſchal und nichtig und die Freuden dieſer Welt eitel und unwürdig erſcheinen. Nein, die menſchliche Vererbung und Erziehung geht überall den abgekürzten Weg, wenn ſie auch nichts mutwillig überſpringen und etwa nach Afrika einen engliſchen oder deutſchen Pietismus des neun-

zehnten Jahrhunderts bringen darf. Ein weiser Missionar muß wie ein weiser Vater den Weg finden, auf dem die neue unendliche Gabe dem Volke in seiner niederen Stufe so gegeben wird, daß sie ihm verständlich ist, daß sie seine natürlichen Gaben und Anlagen, die ihm Gott doch auch geschenkt hat, nicht erdrückt und verkümmert, sondern nützt und steigert. Das streitet nicht mit der Wiedergeburt, die jeder Mensch, der Christ wird, erlebt; denn sie soll sein ganzes Wesen nicht zerstören, sondern es wandeln und verklären. Da darf denn der Missionar auch nicht verschmähen, die alten niedrigeren Ideale, soweit sie erst einmal zur Erziehung des Menschlichen im „Wilden" nötig sind, zu lehren, obwohl sie gewiß nicht im besonderen Sinne christlich sind.

Machen wir das nun deutlicher an einigen Beispielen. Zuerst die Familie. Der letzte Gedanke des Christentums ist, daß alle Menschen Brüder, Glieder einer Familie, sind und daß man um des Evangeliums und der Menschenpflicht willen auch die Familienliebe zurückstellen muß. Der Konflikt, der sich hier erheben kann und den Jesus bis in die Tiefen durchgekostet hat, da er sagen mußte: „Wer ist mir Mutter und Bruder? Wer den Willen meines Vaters tut!" – dieser Konflikt wird ja im Leben manches Bekehrten ausbrechen und ihm schlimme Schmerzen tragen. Aber wird nicht trotzdem das Christentum dort, wo Familienliebe, wo das Bewußtsein um die Pflicht der Kindererziehung, der gleich liebevollen Behandlung der Knaben und Mädchen u. s. w. fehlt, solches zu pflanzen und zu pflegen, zu wecken und zu fördern haben? Wenn der Missionar mit einer so primitiven Stufe der Sittlichkeit zusammentrifft, daß Kinderaussetzung und Mädchenmord geübt und die Familienliebe ganz einseitig auf den Ahnenkult und die männliche Erbschaftslinie hin ausgebildet ist? Muß nicht erst das alte Ideal in seiner ganzen Fülle erfaßt sein, ehe man das Höhere überhaupt verständlich machen kann? Und ist's nicht ebenso mit dem staatlichen Ideal?

Das Christentum ist über den Staat und sein Vergeltungsrecht – alle anderen Rechtstheorien entsprangen nur moderner Verzweiflung am Rechtsgedanken und sind als „Recht" unhaltbar – einfach hinaus. Es kennt nur Vergebung und Liebesdienst. Als es in die Welt eintrat, hat

es sich nun direkt feindselig gegen den Staat gestellt, weil es erst einmal das Staatsideal als ein Letztes und Höchstes, das die Religion des Menschen sein sollte, zertrümmern mußte, damit das Verständnis für das noch höhere Menschenideal sich Bahn brechen könnte, das mit Jesus erschienen war. Lange konnte man diesen extremen Standpunkt nicht halten; es zeigte sich, daß die Menschheit noch die Strafe und den Zwang brauchte, damit nur einmal die Guten vor den Bestien geschützt seien – daß aber die Strafe und der Zwang die Menschen dann selbst immer wieder in die Gefahr bringen, zu Bestien zu werden, das zeigt die Geschichte gleichfalls. Das christliche Ideal liegt noch unerfüllt vor uns, das alte brauchen wir zur Aushilfe noch, und wir lehren zu dem Zweck einen vertieften Patriotismus, einen Staatsgedanken, der die Erziehung betont, ein Recht, das wieder zurechthilft, „menschliche" Kriegsführung, Krieg nur mit den Soldaten, Pflege der Verwundeten. Kurz, wir bilden langsam die Welt dem Ideal des Christentums entgegen. Und so läßt sich denken, daß wir in der Mission ebenso erzieherisch und individuell zu verfahren haben. In einem Staat wie Japan, der sich eines Staatsgedankens von höchster Lebendigkeit erfreut, werden wir den Patriotismus zu veredeln suchen wie bei uns zu Hause. In einem Staat wie China, der noch kein Rechtsstaat ist, werden wir erst einmal dieses Lebensgesetz für den Staat einprägen. Es hieße leichtfertig sein, wollte man die Christen dort anleiten, über ihren Staat wegzuspringen, statt ihn zu bauen. Es wird bei niederen Völkern noch mehr Arbeit nach dieser Richtung hin zu leisten sein. So lange wir den Krieg um des Vaterlandes willen als eine zwar schlimme, aber immer noch unter Umständen nötige Sache ansehen, so lange können wir den Hottentotten noch nicht anders darüber reden. Wir müssen uns auch bei ihnen begnügen, das Ideal des Christentums einzuprägen und die Grundsätze, die den Krieg nach diesem Ideal zu gemildert haben. Wer von einem christlichen Missionar verlangt, daß er dem Hottentotten blinde Unterwerfung predige, der verlangt zu viel. Das könnte erst dann geschehen, wenn wirklich der europäische Staat nur aus christlicher Gesinnung zu dem „Wilden" käme, ihm zu helfen, ihn zu erziehen und ihm

– politische Selbständigkeit zu geben in dem Augenblick, wo er erzogen ist. Aber das werden auch unsere Politiker als eine Utopie ansehen. So lange man Völker unterwirft, wird man ihnen auch, wenn sie erstarken, das Recht auf Erhebung zugestehen. Beides ist unchristlich und kann mit Christentum nicht verteidigt werden. Das Christentum kann nur mildern und der Stunde zuarbeiten, da es ganz gesiegt haben und Friede auf Erden sein wird. Daß die Menschheit durch seinen Sieg und den Frieden arm an Mut und großen Taten würde, sollte eine Generation nicht fürchten, die keinen Krieg erlebt hat, aber Forscher in die Eiswüsten und die Tropenhitze sendet und Ärzte bildet, die den schlimmsten ansteckenden Krankheiten mit Todesverachtung entgegengehen, um Menschenleben vor ihnen zu retten.

Ähnlich ist es mit dem Problem der Arbeit und der Kultur. Das Christentum hat zu beiden, als es ins Leben trat, kein positives Verhältnis gehabt. Jesus kannte nur eine Sorge: Trachtet nach dem Gottesreich, sammelt keine Schätze, sehet die Vögel unter dem Himmel an! Selig werden, ein Gotteskind sein, kann der Ärmste und wer in Gott lebt wie die Vögel und die Blumen. Aber bald klingt es auch in der Urchristenheit anders, und ganz gewiß im Geiste Jesu: „Ringet danach, daß ihr stille seid und das Eure schafft und arbeitet mit euren eigenen Händen, wie wir euch geboten haben, auf daß ihr ehrbarlich wandelt gegen die, die draußen sind, und ihrer nicht bedürfet“ (1. Thess. 4,11f) und: „Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern arbeite und schaffe mit den Händen das Gute, auf daß er habe zu geben dem Dürftigen“ (Eph. 4,28). So klingt es weiter durch die ganze alte Literatur. Die Notwendigkeit des Lebens und die Sorge für den Bruder trieb bald zur Einschärfung der Arbeitspflicht, obwohl sie doch eigentlich nur eine vorchristliche Bürgertugend ist. Und immer wieder hat das Christentum Völker zur Arbeit erziehen helfen, wie der Staat es tut. Auch unsere Mission hilft dabei, und sie tut recht daran, hier einmal direkt unterstützt durch Stellen des Neuen Testaments, die freilich eigentlich aus einer ganz andern Lage entspringen. Gelten diese Stellen ursprünglich Menschen, die nicht mehr arbeiten wollen, weil sie über die Sorge hinaus sind, so haben es unsere Missionare mit Menschen

zu tun, die noch nicht arbeiten wollen und nicht einsehen, wozu es gut sei, mit seinen Händen etwas Tüchtiges zu schaffen. Hier muß das Christentum eben ein niedrigeres Ideal durchsetzen helfen, weil es wiederum Vorbedingung ist für sein eigenes Menschheitsziel. Denn nicht auf heilige Tiere, wie sie Tolstoi einmal in seinen Drei Heiligen geschildert hat, sondern auf reife, tüchtige Persönlichkeiten, die andern in jeder Weise dienen und helfen, geht das christliche Ideal hinaus.

Ich kann die Lösung dieser Probleme hier nur prinzipiell andeuten, dem einzelnen Missionar muß überlassen bleiben, wie er sie in seiner Lage sich für seine Arbeit einzeln beantwortet. Die urchristliche Literatur gibt hierfür reichlich Winke, man darf sie nur nicht sklavisch benutzen, sondern muß sie aus der Situation heraus verstehen. Bei Jesus selbst finden wir dafür freilich nichts; er lebte dem reinen Ideal in einem gereiften Volk durch ein Leben des vollkommenen Opfers bis ans Kreuz. Es mag für den christlichen Missionar in einigen seltenen Fällen auch dieses Vorbild das unmittelbar gewiesene sein. Aber. dann muß diese Forderung als seines Lebens höchstes Gesetz über ihn kommen, ganz von innen. Regeln darf da keiner geben wollen.

II. Kapitel. Die Ziele der Mission.

1. Persönliche Ziele. Es würde heißen, das Urchristentum in seiner Eigenart und Fülle darstellen, wollte ich die Ziele der ältesten Bekehrungsarbeit ausführlich schildern. Das kann nicht die Absicht dieser kleinen Schrift sein. Es mag genügen, statt vieler Zeugnisse hier den machtvollen Hymnus anzuführen, mit denen einer der großen Lehrer der Christenheit, der gewiß auch manchen zum Glauben geführt hat, das feiert, was die aus den Heiden Gewonnenen an ihrem neuen Besitz hatten.

„Gelobt sei der Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten, für ein unvergängliches und unbeflecktes und unverwelkliches Erbe, das aufgehoben ist im Himmel für euch, die ihr in Gotteskraft bewahrt werdet durch Glauben für die Rettung, die bereit ist sich zu enthüllen in der letzten Zeit.

Darüber freut euch, die ihr jetzt eine kleine Zeit, wo es sein soll, traurig seid in mancherlei Anfechtungen (die euch treffen), auf daß euer Glaube rechtschaffen und viel köstlicher als das vergängliche Gold, das auch durchs Feuer bewährt wird, erfunden werde zu Lob, Preis und Ehre, wenn nun geoffenbart wird Jesus Christus, welchen ihr nicht gesehen und doch lieb habt, und an den ihr nun glaubt, ohne ihn zu sehen und (über den ihr) euch freut mit unaussprechlicher und herrlicher Freude, davontragend das Ziel eures Glaubens: die Rettung der Seelen" 1. Petr. 1, 3–9.

Das ist das Erste und Oberste, was urchristliche Mission will: Freude schaffen in den Herzen der Menschen, die unaussprechliche und unverwelkliche Freude des Geborgenseins bei Gott, daß die Menschen nicht mehr „ohne Gott und ohne Hoffnung in der Welt" sind Eph. 2, 12. „Rettung der Seele" will sie aus der Gemeinheit und Sünde, aus dem Schmutz der Welt, Rettung der Seele aus dem kommenden großen Gericht, Rettung der Seele aus der Vergänglichkeit und dem Sterben, das alle Erdenfreude so kurz und flüchtig macht und ihr den Hauch der Wehmut gibt. Wie immer man es ausdrückt, dies Neue, Große, Freudvolle, ob es sich nun innerlich in Vergebung und Gebetserhörung beweist oder als Mysterium und Sakrament der Wiedergeburt und der Vergottung: überall stand das im Vordergrund, daß hier Menschen ihres ewigen Heiles und ihres Gottes in einer Welt voll Leid und Schuld froh und sicher werden sollten.

Daß man das nicht bewahren könne ohne Sittlichkeit und ein reines Leben, das ist ebenso eine Grundüberzeugung; und dieses neue Leben ist das zweite Ziel aller Mission. Je sicherer man noch die christliche Religion in ihrer letzten Tiefe als sittliche Erlösungsreligion erlebt, um so inniger ist die Verbindung der beiden Ziele: für Jesus und Paulus gibt es keine Religion, die nicht Liebe zu den Menschen wäre, Liebe in dem innigsten und ernstesten Sinne. Aber auch noch da, wo der Katholizismus bereits entstanden ist als eine Zusammenfügung des Sakraments im antiken Sinne mit einer gesetzlichen Moral, hat man doch stets die Notwendigkeit dieses Zusammenhangs betont. Denn das Bewußtsein war allgemein: „Es ist erschienen die Heilandsgnade Gottes allen Menschen, indem sie uns erzieht, damit wir, verleugnend die Gottlosigkeit und die weltlichen Begierden, vernünftig und gerecht und fromm leben in dieser Welt, er-

wartend die selige Hoffnung und Erscheinung der Glorie unsres großen Gottes und Heilands Christus Jesus, der sich selbst für uns hingegeben hat, um uns zu erlösen von jeder Bosheit und sich zu reinigen ein Eigentumsvolk, eifrig in guten Werken" Tit. 2, 11 – 14.

Das intellektuelle Ziel stand an dritter Stelle, aber da war es immer: das Christentum war für breite Schichten die Bildung, die Popularisierung jener moralischen Erkenntnisse und des Monotheismus, den auch die Philosophie sich erobert, aber aristokratisch den Menschen versagt oder ihnen doch nicht genügend gegeben hatte. So war das Christentum „Weisheit", und nicht bloß für die „Eingeweihten"; schon die elementaren Anfänge gaben die Bildung jener Zeit in einer volkstümlichen Form. Ein neues Vorstellungsleben, eine Weltansicht mit einer einheitlichen Spitze in dem „Vater der Geister" (Hebr. 12, 9) trat an die Stelle der alten; und Christenlehre ward „alles, was wahr, was ehrwürdig, was gerecht, was keusch, was freundlich, was edel, wenn etwas eine Tugend und wenn etwas ein Lob" war (Phil. 4, 8).

Nie darf sich die Christenheit diese letzten Ziele all ihrer Lehrtätigkeit verdunkeln lassen durch andere Ziele, etwa der Kultur oder der religionslosen Ethik. Hier ist das Urchristentum auch wirklich das klassische Muster alles Christentums gewesen. Nie auch darf sich in unserer Arbeit an andern Menschen, ob hier, im Rahmen der christlich genannten Welt, oder draußen bei den „Heiden", die Stufenfolge dieser Ziele verkehren. Das Christentum ist nicht eine bloße Weltanschauung, die sich vom Materialismus dadurch unterscheidet, daß dieser sagt: im Anfang war Kraft und Stoff, es aber: im Anfang war Gott, oder von den Polytheismen und Dualismen durch die Einheitlichkeit seines Weltprinzips. Es ist auch nicht bloß eine neue Ethik, ein neues höheres Sittengesetz. Es ist Religion, es ist die Religion der wahrhaften Seligkeit des schuldbeladenen und gemarterten Menschenherzens in Gott. Ob wir heute noch die Formen antiken Christentums anwenden können, ist dabei gleichgültig, wenn nur das Christentum gepredigt wird als die Freude, die aus der Rettung der Seele entspringt – das Wort hat durch den Mißbrauch aufdringlicher Engherzigkeit für viele etwas Abstoßendes, und doch ist es für alle

Predigt des Evangeliums ein schönes und bezeichnendes Wort. Menschen die letzte Kraft und die höchste Freude zu zeigen; sie herauszuführen aus Sattheit und Selbstgerechtigkeit, aus Stumpfheit und Trägheit, aus Furcht vor Menschen und Dämonen, aus Angst vor den Gespenstern der eignen Tat und der Vergänglichkeit – das ist eine Rettung der Seele, wenn wir auch nicht mehr glauben, daß diese Menschen ohne uns zur Hölle fahren würden, sondern glauben an den Vater, der all seine Kinder in seine Arme holt für ein ewiges Leben. Und auch das Drängende der alten Christenheit braucht unserer Mission wie all unserer christlichen Arbeit nicht verloren zu gehen. Wer wird auch nur einen Augenblick warten wollen, wenn er einen Menschen ums Leben oder mit der Sorge ringen sieht und ihm helfen kann, gesetzt selbst, er wüßte, daß die Entwicklung der Dinge jenen aus der Lebensgefahr und aus den Sorgen endlich einmal herausführen würde? Wem das Herz voll ist von Gott und jener unverwelklichen Freude, wird dessen Mund nicht übergehen und dessen Hand nicht zugreifen? Es bindet uns mit den Menschen unserer Generation immer noch jenes geheimnisvolle Gefühl zusammen, das Jesus schon sprechen ließ: „Es werden einige von denen, die hier stehen, nicht sterben, ehe sie das Reich Gottes kommen sehen in Kraft!“ Ihnen das Köstlichste zu geben, was unser Leben auch in seinen schweren Stunden leicht gemacht hat, das ist ein Notwendiges, ein Zwingendes für uns wie für jene alten Christen, auch wenn wir nicht erwarten, daß morgen der Himmel sich öffnen und Christus kommen werde mit den Heerscharen der Engel.

2. Kirchliche Ziele. Neben diese inneren Ziele traten solche kirchlicher Art, die gleichfalls überall wiederklingen. Denn die Kirche ist nicht bloß als ein äußeres Mittel der Organisation angesehen worden, sondern stets mehr gewesen: sie war von Anfang an ein Ziel. Diese Gemeinschaft „Heiliger“, „Berufener“, „Auserwählter“ mitten in der bösen Welt ist ein Anderes, ein Neues, etwas Himmlisches: der „Leib des Christus“, von ihm und dem heiligen Geiste geheimnisvoll durchwaltet, wie Paulus glaubt, oder der Leib, dessen Haupt Christus im Himmel ist, zur rechten Hand Gottes, von wo die unsichtbare Kette herunterreicht durch alle Glie-

der einer himmlisch-irdischen Geisterwelt, so sagen der Epheser- und der Kolosserbrief. Und wer zählt alle Aussagen auf, die über die weitere Vorstellung von der Ehe (Syzygie) des Christus und der Kirche – „groß ist das Mysterium" Eph. 5, 32 – hinüberlaufen bis zu dem Glauben an die Präexistenz der Kirche und ihre Fleischwerdung in der Welt, wie sie die Schriften schon der katholischen Frühzeit, der Hirt des Hermas und der zweite Clemensbrief um 150 lehren.

Man sieht aber, wie immer mehr diese Kirche die Prädikate des Reiches Gottes, der himmlischen Stadt an sich zieht: sie ist die „Braut" des Christus in der Offenbarung Johannis, sie hat vor aller Zeit existiert und wird am Ende der Tage in Herrlichkeit erscheinen Hebr. 12, 23. Und das ist nicht bloß religiös-kirchlich, sondern auch sittlich-kirchlich gedacht: es richtet sich die Kirche auf Erden ein, um die Erbschaft des Staates anzutreten. Sie empfand sich auch als das höhere Ideal – mit Recht – und sie empfand sich als die menschlich mehr gebende – auch mit Recht. Verderblich wurde das erst, als die Kirche selber Staat ward d. h. als sie eine Zwangsanstalt wurde, mit Zwangsrecht ausgestattet und durch Strafen wirkend wie der Staat. Da sank sie aus einer Überwinderin zur Konkurrentin herab. Das ist aber erst ganz durch die unheilvolle Tat Konstantins geschehen.

In unsrer Zeit umspannt auch das kirchliche Ziel eigentlich fast nur Inneres. Ein Bekenntnis zu Jesus hat es freilich immer gegeben, aber es bewegte sich noch in sehr einfachen Formen, indem es von dem Satz „Jesus ist der Christus" (Apg. 17, 3; 18, 28 u. ö.) oder „Jesus ist Herr" (1. Kor. 12, 2) zu dem antignostischen Gegensatz hinaufstieg, durch Jesus sei der Christus im Fleisch gekommen (1. Joh. 4, 2). Am Ende dieser Epoche steht dann das Apostolikum, das den Monotheismus des guten Gottes, die wahre Menschwerdung des Gottessohnes und die ernste Sittlichkeit der Kirche im Gegensatz zu Askese und Ausschweifung betont. Es hat gewisse Vorstufen gehabt, und bei der Taufe mögen solche Bekenntnisse gesprochen sein. Die Angaben Hebr. 10, 23; 1. Tim. 6, 12 f., die etwas derartiges andeuten, die letzte sogar den Pontius Pilatus, weisen nach Rom für solchen

Brauch. Die „Lehre der 12 Apostel“ kennt aber bei dem Taufritus ein Bekenntnis ebensowenig wie der weit gewanderte Justin. Das Bekenntnis war die Taufe selbst – sie war für jeden eine entscheidende Tat – und dazu das neue Leben des Erlösten, das ihn herausriß aus der alten Sitte, das oft die Bande der Familie zersprengte und die größten Opfer verlangte, wo heute eine wenigstens äußerlich christlich gewordene Welt uns alle Weisen des Lebens schon bequem gemacht hat.

Welche Anforderungen ein christliches Leben an die Neubekehrten stellte, wie es sie aus allen Familiengewohnheiten herausriß und ihnen schwere Opfer auferlegte, das mag man ermessen, wenn man einmal unter diesem Gesichtspunkt das siebente Kapitel des ersten Korintherbriefes oder Tertullians Warnung vor einer Mischehe liest. Tertullian sagt von der Frau geradezu, sie könne dem Herrn nicht richtig dienen, wenn sie einen „Diener des Teufels an ihrer Seite habe“, der seinem Herrn folgen müsse, indem er der Gläubigen Eifer um Christus zu hindern suche.

„Wenn ein Stationsfasten zu halten ist, bestellt der Mann am frühen Morgen ein Bad, wenn ein Fasttag, richtet er für denselben Tag ein Gastmahl an, und wenn sie ausgehen sollte, dann gerade kommen die dringendsten häuslichen Geschäfte in den Weg. Denn wer möchte seiner Gattin erlauben, straßenweise in die fremden und gerade in die ärmsten Hütten einzutreten, um die Brüder zu besuchen? Wer wird es gerne sehen, daß sie, wenn es so erfordert wird, sich zu nächtlichen Zusammenkünften von seiner Seite wegbegebe? Wer wird zur Zeit der Osterfeierlichkeiten ruhig dulden, daß sie die ganze Nacht wegbleibt? Wer wird sie zu dem bekannten Mahle des Herrn, das sie so in Verruf bringen, ohne Argwohn gehen lassen? Wer wird sie in die Kerker schleichen lassen, um die Ketten eines Märtyrers zu küssen? oder gar erst sich irgend einem Bruder zum Friedenskuß zu nahen? oder Waschwasser für die Füße der Heiligen zu bringen? Wenn ein Mitbruder aus der Fremde kommt, welche Bewirtung wird er in einem solchen Hause finden, wenn ihm, dem man die ganze Vorratskammer anbieten müßte, selbst die Brotschränke verschlossen sind!“ (ad uxor. II 4.)

Man ahnt die Konflikte, die aus den Forderungen christlicher Liebespflicht und kirchlicher Sitte in allen Häusern mit gemischten Ehen, ja mit christlichen Angehörigen überhaupt entstehen mußten. Aber nicht genug damit: Viel stärkere und peinlichere Empfindungen noch zerrissen die Herzen. Da lagerten unüberwunden die primitiven Vorstellungen von

Rein und Unrein und all der Dämonenglaube der Vergangenheit, der sich an die neue Religion anschloß und auch ihre Bekenner ergriff. Tertullian schildert anschaulich, wie die Gattin ihr Bett und sich selbst mit dem Kreuze zeichnet, um sich vor dämonischer Befleckung durch den Gatten zu schützen, wie sie etwas Unreines von sich wegbläst, das sie als von ihrem Gatten ausgehend fürchten muß, wie sie vor dem Essen heimlich einen Bissen vom Abendmahl in den Mund steckt und dadurch ihrem Gatten Grausen vor der unheimlichen Mahlzeit oder gar Angst vor Gift einflößt (II 5). Ein wunderlicheres Durcheinander der innerlichsten christlichen Liebesgedanken und des ältesten Dämonenglaubens, als diese Stellen aus Tertullian es zeigen, läßt sich kaum denken. Aber man muß es fühlen, um die ganze Wucht des Bekenntnisses der Tat zu fassen, die mit dem Übertritt in die neue Sphäre sakramentaler Reinheit, in die Kirche, verbunden war. Es wuchs in diesen Menschen des Altertums fast ein neues Rassegefühl aus diesem Dämonenglauben empor. Es ist kein Wunder, wenn wir bei demselben Tertullian hören, daß man die Christen „das dritte Menschengeschlecht" nannte. Ja, ein Zufall will, daß Tertullian einmal fast wie Lafcadio Hearn in solchem Zusammenhang von den Zähnen der Christen spricht und fragt, ob die Christen denn andere Zähne und andere Nerven hätten und nicht Menschen seien wie die übrigen auch (Apol. 8). Es ist wirklich ein Gefühl, das dem Rassegefühl sehr nahe verwandt ist, jenes Grausen vor den umheimlichen Gewalten, die andere Menschen verehren, vor den unbekannten Sitten, die sie üben, und dem geheimnisvollen Dienst, den sie ihren Göttern weihen. Und man mag einmal untersuchen, ob nicht gar manche Rasse erst durch die Religion zusammengeschmolzen ist und nicht aus gemeinsamem Blut stammt, das in ihren Adern flöße. So hat sich also im alten Christentum im Laufe der zwei ersten Jahrhunderte unter dem Einfluß primitiver religiöser Empfindungen doch auch ein gewisses Rasseproblem entwickelt; aber nicht das Blut, sondern die Religion war das Grundlegende dabei. Man sieht auch hier deutlich, wie die Kirche die Erbin auch der antiken Religion und ebensosehr eine Gefahr für das Christentum war, wie sie allein es rettete und fortpflanzte.

III. Kapitel. Die Träger der Mission.

1. Die Apostel und andere Missionare. Der Name Apostel ist nach seinem Ursprung und Gebrauch undeutlich. Etwa ums Jahr 100 hatte sich in den meisten Gebieten der Kirche der Sprachgebrauch ausgebildet, den wir heute noch haben. Danach sagt man die Apostel und meint die zwölf Jünger und irgendwie unsicher auch den Apostel Paulus. Und man dachte sich, wie die Apostelgeschichte und Matthäus erzählen, diese zwölf Jünger ausgesandt zur Mission an alle Völker. Der alte Sprachgebrauch der Evangelien, der diese Männer fast stets die „Zwölf" nennt, wenn nicht allgemeine Namen wie „die Jünger" eintreten, verschwindet allmählich. Ja Lukas hat bereits im Evangelium mehrmals die Zwölf „die Apostel" genannt; Markus und Matthäus sagen nur einmal so. Den ältesten Sprachgebrauch finden wir bei Paulus; aber meist nicht mehr ganz deutlich. Sicher scheint mir immerhin zweierlei, nämlich daß der Kreis der Apostel für Paulus sich nicht auf die Zwölf beschränkt, aber doch ein abgeschlossener ist, und daß er selbst Mühe hat, für sich den Apostelnamen zu behaupten. Der ältesten Zeit sind nämlich alle die Männer Apostel, die Jesus selber in seinem menschlichen Leben oder bei einer Auferstehungserscheinung zu ihrem Amt berufen hat, also nicht bloß die Zwölf, sondern auch andere, aber eine bestimmte Zahl. Des Paulus Erlebnis vor Damaskus war wohl für ihn ein solches Apostelerlebnis; aber seine extremen Gegner wollten es nicht gelten lassen, vielleicht wegen der Zeitferne und Zusammenhangslosigkeit mit den früheren Erscheinungen des Auferstandenen. Aber Barnabas und Jakobus, Silas, Andronikus und Junias, alle die den Herrn gesehen hatten und von ihm berufen waren, sie sind für die Zwölfe wie für Paulus Apostel.

Durch diesen ersten Stamm von „Zeugen der Auferstehung" Jesu, deren Zahl vielleicht mit den symbolischen 70 des Lukas nicht ganz falsch umschrieben wäre, ward die Mission „in der ganzen Welt" d. h. in den Hauptstädten des römischen Reiches getan. Diese Apostel und Paulus starben, und im ganzen folgte ihnen niemand mehr nach. Man

hatte um das Jahr 100 die Überzeugung, daß die Lehrer in den Gemeinden, dazu die lehrbegabten Bischöfe und Presbyter ihre Nachfolger geworden seien. Christentum wurde jetzt von den großen Mittelpunkten der Verwaltung und des Verkehrs aus in die Kleinstädte und ins Dorf hinaus getragen. Man hat diese „gelegentliche Mission" aber eben meist nicht mehr als besonderen Beruf gefühlt. Immerhin hat es noch bis gegen Ende des zweiten Jahrhunderts einzelne Missionare gegeben. Der Versuch, für Leute, die noch den Beruf des Apostels ausübten, ohne zu jener ersten Zahl zu gehören, das Wort „Evangelist" einzuführen, ist nicht von Erfolg gewesen. Das Wort steht nur Apg. 21, 8, wo der Siebenmann Philippus wohl wegen seiner Missionsarbeit so heißt, und Eph. 4, 11 und 2. Tim. 4, 5; doch ist an diesen beiden Stellen nicht ganz sicher, ob das Wort in ganz demselben Sinne gemeint ist. Die Lehre der zwölf Apostel beweist aber, daß man auch hier und da den Namen Apostel für neue „Missionare" anwandte. Sie sagt von ihnen: „Jeder Apostel, der zu euch kommt, soll aufgenommen werden wie der Herr. Doch darf er nur einen Tag bleiben, wenn es aber nötig ist, auch noch einen zweiten. Wenn er drei Tage bleibt, ist er ein Pseudoprophet. Wenn der Apostel fortgeht, darf er nichts mitnehmen als Brot (Nahrung) bis zur nächsten Nachtstation. Wenn er Geld fordert, ist er ein Pseudoprophet" 11, 4 ff. Man sieht aus dieser Anordnung deutlich, daß die schweren Bestimmungen „nach der Satzung des Evangeliums" immer noch aufrecht erhalten werden, daß aber auch vielfach Bettelei statt Mission getrieben worden sein muß. Außerdem scheint mir ebenso deutlich, daß diese Missionare sich in Gegenden bewegen, wo es auch christliche Gemeinden gibt. In ihnen sollen sie sich aber nicht lange aufhalten dürfen, sondern zu ihrem Beruf in Städte und Dörfer geschickt werden, in denen noch keine Gemeinde vorhanden ist.

Die Mission innerhalb einer heidnischen Stadt, in der eine christliche Gemeinde bereits gestiftet ist, fällt also dieser zu. Der berufsmäßige Missionar muß weiter eilen, ebenso ohne Heim und ruhelos wie hundert Jahre früher. Von der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts an stirbt aber auch diese Mission, wie es scheint, fast überall aus: die Gemeinde

mit ihren regelmäßigen Organen wirkt als solche missionierend. Der Prozeß einer Umwandlung des Volkslebens von einzelnen kleinen Kraftpunkten aus beginnt. Die innere Mission ist in vollem Gange.

Da haben denn christliche Philosophen und Lehrer ihren entscheidenden Einfluß auch durch Unterricht und literarische Arbeit geübt. Und wenn noch ein Mann wie Pantänus, der Begründer der Schule von Alexandrien, als Missionar „nach Indien" gegangen war, so arbeiteten nun sein Schüler Clemens und sein Enkelschüler Origenes in dem neuen Sinne durch Vorträge und Schriften wie ein Justin und Tatian, ein Aristides und Athenagoras schon vorher.

Allein man darf nicht vergessen, daß auch schon die ältesten Missionare nicht bloß jener Kreis der von Jesus selbst ausgesandten Männer waren oder gar nur die Zwölf, von deren Missionstätigkeit nur die späte Legende erzählt und wir in der Tat gar nichts wissen, die uns überhaupt außer Petrus, Johannes und dem Verräter Judas bloße Namen sind ohne Inhalt. Nein, obwohl die Apostelgeschichte selbst schon die katholische Theorie von den Zwölfen vertritt, so ergibt sich nach ihren alten guten Quellen ein ganz anderes Bild. Die Verfolgung ist es, die das Christentum nach Samaria führt, nicht der Missionsbefehl Jesu, jener eifrige Siebenmann Philippus, nicht der Apostel, sein Namensvetter, ist es, der die ersten Erfolge hat, der sogar den ersten Heiden, den Proselyten aus dem Mohrenlande, der im Jesaja las, bekehrt. Unbekannte Männer aus Cypern und Cyrene sind es, die das Christentum nach seiner zweiten Hauptstadt Antiochien in Syrien tragen, von wo aus es seinen Siegeszug in die Welt antrat. Unbekannte Männer haben auch seine dritte, von der Apg. nicht einmal genannte Hauptstadt in Ägypten, Alexandrien, erobert und endlich seine vierte, die Hauptstadt der Welt: Rom. Die Apostel sind also immer nur ein Teil, und vielleicht ein kleiner Teil der Schar jener „ersten Zeugen" gewesen, die das Christentum wie ein Feuer durch die Länder trug.

Denn noch waren alle Zeugen und ein jeder bereit, „Rechenschaft abzulegen wegen der Hoffnung", die in ihnen war, vor jedermann 1. Petr. 3, 15. Die innere Mission der reisenden Handwerker und Handelsleute, der verschickten

Sklaven und wandernden Arbeiter ist von Anfang an mindestens so wichtig gewesen wie die der ausgesandten Boten des Glaubens.

2. Berufung und Persönlichkeit. Was den Apostel auszeichnet, ist der besondere „Ruf" seines Herrn und die besondere Gabe, die er für den Apostolat empfangen hat. Eine spätere Zeit sucht in ihr sogar eine besondere Sprachengabe — wider die geschichtliche Überlieferung, die den Petrus z. B. seine Mission durch einen Dolmetscher, Markus, vermitteln läßt. Paulus aber nimmt als solche Gabe nicht bloß eine tiefere Erkenntnis der neuen Religion in Anspruch, sondern auch „Wunder und Zeichen", durch die der Apostel sich ausweist, wie er wunderbar berufen ist.

Unsere moderne Mission, soweit sie in lutherischen Bahnen und kirchlichen Geleisen wandelt, legt einen außerordentlichen Nachdruck auf die „richtige" Berufung eines Missionars auch durch Menschen, durch die Häupter einer Missionsgesellschaft, und oft auch auf die Ordination durch eine kirchliche Behörde. Die alte Kirche kannte dergleichen nicht: der Missionar weiß sich nur und unmittelbar durch Christus von Gott berufen. Nicht bloß Paulus, der es immer wieder versichert, sondern alle sind „Apostel Jesu Christi", nicht Abgesandte von Gemeinden oder Kirchen oder Gesellschaften und Vereinen. Man hat darauf hingewiesen, daß die Gemeinde von Antiochien den Barnabas und Paulus auf die erste Missionsreise ausgeschickt hat. Aber man mißdeutet diese Szene, wenn man moderne Gemeindegedanken an Stelle des heiligen Geistes setzt. Denn so heißt es dort in der Apostelgeschichte: „Als sie dem Herrn dienten und fasteten, sprach der heilige Geist: Schickt mir doch fort den Barnabas und Saulus zu dem Werk, wozu ich sie berufen habe" 13, 2. Der heilige Geist, vielleicht Christus durch ihn, ordnet also in eigner Person dieses Missionswerk an, das nicht einmal eine allgemeine Berufung, sondern nur die zu einer besonderen Reise ist. Und wenn man sich auf die Einsetzung des Timotheus unter „Prophetie und Handauflegung des Presbyteriums" 1. Tim. 4, 14 beruft, so ist eben hier die Einsetzung eines Gemeindebeamten gemeint, nicht die eines Missionars. Und auch hier ist ein Charisma, eine übernatürliche Gabe — nach der kirchlichen Traditionslehre

vom Apostel her 1. Tim. 4, 14; 2. Tim. 1, 6 – die eigentliche Ursache des Berufes. Nicht Menschen senden aus, sondern der Herr ruft seine Boten. Wenn man kirchlicherseits manchen Missionaren vorwirft, daß sie keinen ordentlichen Beruf haben, so ist das falsch; fühlen sie sich von Christus und Gott gerufen wie einst Paulus, so kann ihnen kein Verein und keine Kirche mehr Kraft und heiligen Geist schenken. Daß auch unter ihnen vielleicht hier und da ein Geist ist, der „nicht aus Gott stammt", um mich biblisch auszudrücken, ändert an der Tatsache nichts, daß diese charismatische Mission am unmittelbarsten der alten entspricht. Ja, es kann Verhältnisse geben, wo gar keine andere Mission geübt werden kann, nämlich wo wie in der Türkei die Todesstrafe auf dem Übertritt zum Christentum steht, eine Gesellschaft also gar niemand hinschicken kann. Aber wer wollte dem „Geist" gebieten, wenn er Missionare dorthin führt? – Übrigens hat man mit Recht darauf hingewiesen, daß auch eine Missionsgesellschaft und ein Verein charismatisch sind: sie arbeiten für die Mission und senden Menschen aus, weil sie, d. h. jeder einzelne Mitarbeiter in ihnen an seinem Teil, den Ruf des Herrn vernommen haben.

Und auch das Arbeitsfeld ist dem urchristlichen Missionar nur von seinem Herrn gewiesen worden; er ging, wohin er gerufen ward. Ja, es mag wirklich geschehen sein, daß sich manch einer plötzlich irgendwo „fand", wie Philippus in Asdod Apg. 8, 40. – Sie sind nicht alle aus der Heimat sofort weggegangen. Petrus vielleicht erst sehr spät; den Jakobus und den Johannes hat wohl der Tod ereilt, ehe sie einen Fuß aus Palästina hinaussetzten. Selbst Paulus hat 14 oder 17 Jahre in der Nähe seiner Heimat, in Syrien und Cilicien, gewirkt. Aber dann nach der Zusammenkunft mit den Urapostеln in Jerusalem eilt er fort, eine „Etappenstraße" des Christentums durch das römische Reich legend. Immer noch einmal schwankend und in der Nähe der Heimat, in Kleinasien, versuchend, „ward er vom Geist gehindert" und nach Troas geführt, wo ihm dann in der Nacht der Mann aus Makedonien erscheint: „Komm herüber und hilf uns!" Apg. 16, 1 – 10. Die europäische Mission – die Folge eines Traumes! – Aber dieser Traum war eben nur eine lang vorbereitete innere Notwendigkeit; alle offenen Türen in

Kleinasien konnten Paulus nicht locken, sein Ohr dem Gebot seines Herzens zu verschließen, das ihn hieß: nach Griechenland hinüber und in die Hauptstadt des Feindes, nach Rom!

Unsere ruhig gewordene Mission verwirft solches charismatische Handeln und macht immer wieder aufmerksam auf üble Folgen, die es haben kann. Allein wenn man nun versucht, nach dem Prinzip der Klugheit, das ja nach Mt. 10, 16 der Mission auch in der alten Christenheit nicht gefehlt hat, Regeln aufzustellen, so ist sofort deutlich, wie wenig diese Regeln jener alten Mission entsprechen, ja wie sie überhaupt nicht standhalten. Warneck nennt Wegsamkeit, Landoffenheit und Empfänglichkeit eines Gebietes als Weisung des Herrn zur Mission. Nun, das alte Christentum hat fast stets offiziell unter dem drohenden Gesetz der Todesstrafe gestanden, wenn es auch nur selten ausgeführt ward; die Wegsamkeit hat es gehabt, die Empfänglichkeit mußte es erproben. Ich glaube doch nicht, daß eine Muhammedaner-Mission heute wider Gottes Willen wäre, und wir erst warten müßten, bis die moderne Kultur mit staatlichem Zwang oder eine Revolution das Land öffnet und den Glaubensboten den Weg des Opfers erspart. Urchristlich gedacht ist es jedenfalls nicht, wenn das Christentum auch stets ein leichtsinniges Sichdrängen zum Martyrium mit Recht verworfen hat.

Jeder „Ruf", den ein frommer Mensch vernimmt, ist für das tiefer schauende Auge nur ein endliches Tatwerden dessen, was in seiner Persönlichkeit angelegt und von ihm entwickelt ward, für den Gläubigen nur ein letztes Hervorbrechen und Sichtbarwerden des Gottesgedankens, dem dieses Menschendasein dienen sollte. Von Mutterleib an fühlt sich Paulus ausgesondert und aufgespart auf den Augenblick, da es Gott gefiel, seinen Sohn in ihm zu offenbaren Gal. 1, 15 f. Diese Persönlichkeit ist die eigentlich letzte und große Gottesgabe, die in die Welt eintritt. Sie ist auch der letzte Grund und das stärkste Mittel der Mission gewesen, wie das Auslösen, Erwecken und Gestalten neuer christlicher Persönlichkeiten ihr letztes Ziel war und ist.

Jene Zeit hatte wenig Worte, Persönlichkeiten zu schildern, wenigstens die Schichten, in denen das Christentum zuerst

heimisch war. Sie hatten nicht einmal Worte für Persönlichkeit, Charakter und Held, und selbst das Wort Mann sagte ihnen nichts; denn der Mensch war nichts, Gott und Christus alles. Und die meisten sahen Mensch und Gott immer nur im Gegensatz, wenn auch im überwundenen des wiedergeborenen Menschen. Aber die Sache war da. Und vielleicht weiß eine Zeit umso weniger von großen Dingen zu reden, je mehr sie sie hat. Ist es doch auch schon ein Zeichen von Krankheit, wenn man von der Gesundheit Worte zu machen beginnt.

Doch hat auch jene Zeit gefühlt, was sie dem christlichen Charakter, dem Menschen Gottes, dem inwendigen Menschen verdankt. Und immer wieder kommen die Mahnungen, durch das ganze Leben die Heiden von ihren Lästerungen ab und zum Vater zu bringen: „Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, daß sie eure guten Werke sehen und euern Vater im Himmel preisen Mt. 5, 16. Besonders den Frauen wird dieser Wandel ohne Wort als die beste Missionspredigt vorgehalten 1. Petr. 3, 1. Gerade der Verfasser dieses Briefes, der in einer trüben Verfolgungszeit — es ist wohl die des Plinius — Asiens Christen trösten und mahnen will zur Treue, ein Mann der innigsten Gläubigkeit, eines tätigen Christentums und mit der Gabe eines wundervoll zarten Wortes, führt immer wieder die Geängsteten und Erbitterten zu solcher Überwindung des Bösen durch das Gute zurück. Freilich weiß er, daß Guthandeln bei rasenden Gegnern auch zu immer heftigeren Anfeindungen führen kann, daß das Nichtmitmachen der Sünde die Leute aufbringt, sie sind „befremdet“ 4, 4. Aber dennoch hofft er und mahnt er, „das Leben unter den Heiden rein zu führen, damit sie, während sie euch schmähen als Bösewichter, an euren guten Werken (das Gegenteil) erfahren und Gott preisen am Tage der Heimsuchung“ 2, 12. Die schönste Stelle derart habe ich bei Ignatius gefunden: „Und für die andern Menschen betet ohne Unterlaß. Denn sie haben noch Hoffnung auf Buße, damit sie Gottes teilhaftig werden; gebt ihnen also durch eure Taten wenigstens die Möglichkeit, eure Jünger zu werden. Ihre Zornausbrüche beantwortet mit Sanftmut, ihre Prahlereien mit Demut, ihre Lästerungen mit Gebeten, ihren Irrwahn mit Festigkeit im Glau-

ben, ihre Wildheit mit Sanftsein, und trachtet nicht darnach, es ihnen gleich zu tun. Man soll uns als ihre Brüder finden durch Milde. Wir wollen vielmehr darnach trachten, es dem Herrn gleich zu tun – wer ward mehr beleidigt, mehr beraubt, mehr verachtet? – auf daß nicht ein Unkraut des Teufels sich unter uns finde. Nein, in aller Keuschheit und Besonnenheit bleibet in Jesus Christus, mit Leib und Seele!" Eph. 10. Ähnliche Töne klingen durch die gesamte alte Literatur hindurch und bezeugen, daß auch die ersten Christen wußten, was die beste Missionskraft und die wahre Missionspredigt ist, vgl. 2. Clem. 13, 3.

Nur wenige Missionare sind uns dem Namen nach bekannt, im hellen Licht der Geschichte steht nur Paulus. Schilderungen von Persönlichkeiten haben wir gar keine; erst in den Romanen des zweiten Jahrhunderts fangen sie an. Da haben wir auch die erste Beschreibung vom Aussehen des Apostels. Aber sie unterliegt stark dem Verdacht nach dem Geschmack der Zeit zurecht gemacht zu sein, die sich daran labte, daß Gott gerade das Häßliche und Verachtete zu seinem Werkzeug mache. Sie lautet: „Ein Mann, klein von Gestalt, mit kahlem Kopf und gekrümmten Beinen, in edler Haltung, mit zusammengewachsenen Augenbrauen und ein wenig hervorspringender Nase, voller Freundlichkeit. Und einmal sah er aus wie ein Mensch, dann wieder hatte er das Angesicht eines Engels" (Act. Pli. et Thecl. 3).

Ein Bild des Apostels aus unmittelbarer Anschauung gibt der sog. Wirbericht der Apostelgeschichte. Aber es ist auch hier noch eine unbeholfene Kunst, die nur in Tatsachen redet, die seine Heldenkraft und Menschenbeherrschung, seine Wundermacht und Predigtgabe in harten, schweren Strichen umreißt, ohne ein Wort über die Seele zu sagen, die sich so auslebte. Doch haben wir weniges in der Apostelgeschichte und überhaupt dem zur Seite zu stellen. Charakterisieren mit Worten kann Lukas nur sehr steif: „ein Mann voll heiligen Geistes und voller Gnade und Weisheit", das ist meist seine Formel. Er charakterisiert durch Szenen und Reden. Was er damit vermag, hat er beim Tode des Stephanus gezeigt, der ja nicht bloß Veranlassung der Mission gewesen ist, sondern selbst schon vom Ende des Gesetzes sprach und

mit den „Helleniſten“ ſtritt. Aber die Reden, die Lukas bildet, ſind eben doch ſein Eigentum und einander ziemlich ähnlich; der Parallelismus zwiſchen der Petrus- und der Paulusgeſtalt iſt deutlich Stiliſierung. So bleibt uns höchſtens noch die charakteriſtiſche Erzählung des alten Quellenſtückes von der Aufnahme des Barnabas und Paulus in Lyſtra, wie ſie den Barnabas für Zeus, den Paulus für Hermes hielten — ob ſeiner Redegabe, und kleiner wird er wohl auch geweſen ſein als der Mann, der ihn damals auch als Apoſtel noch überragt zu haben ſcheint Apg. 14, 12.

Perſonenbilder hat die älteſte chriſtliche Literatur dann erſt eigentlich in den Märtyrerakten geſchaffen. Daß die Märtyrer durch das Opfer ihres Lebens und ihre Innigkeit und Milde oft die beſten Miſſionare waren, hat die Kirche nie aufgehört, zu bezeugen. Statt vieler ſei hier nur das älteſte Bild derart, das Märtyrerbild des Polykarp wieder in uns wachgerufen, das Bild des „gotteswürdigen Greiſes“, des von ganz Aſien verehrten Lehrers, Mart. 7, 2. Und noch heute wirken Bilder wie das der Sklavin Blandina oder des Sklaven Saturus wie einſt: nicht als ein Beweis für das Chriſtentum, gewiß nicht, Nietzſche hat recht — ein Martyrium beweiſt nichts. Aber es tut mehr: es lockt an, es hebt empor, es ſpornt an und gewinnt.

Freilich darf man nicht vergeſſen, ſo oft es vergeſſen wird, daß das Martyrium auch ganz entgegengeſetzt gewirkt hat. Es hat nicht nur Feige abgeſchreckt, ſondern auch brave Menſchen und gute Staatsbürger oft ſchwer gegen das Chriſtentum verbittert. Man glaubte ſich in ſeinem Recht, dieſe Anarchiſten und „Atheiſten“ — ſie beteten die Götter nicht an — zu verfolgen und zu töten. Und wenn nun die zarten Glieder der reinen Mädchen oder eines jungen Mannes Leib voll Kraft und ſeine Seele voll Lebensfriſche in den Qualen der Folter zerdrückt wurden, ſo ergrimmten gerade auch gute Menſchen gegen die „Verführer“ dieſer jungen Leute, gegen die, die nach ihrer Auffaſſung ihre eigentlichen Mörder waren. So ſchildert es uns der Eingang zum Martyrium des Polykarp, und unzähligemal mag es ähnlich zugegangen ſein, wie dort, daß das Volk ſchrie: „Vertilge die Atheiſten! Man ſuche den Biſchof!“ (Mart. Pol. 3).

3. Die Arbeit der Frauen. Unter den Zwölfen, die Jesus an sein Volk sandte, war keine Frau, obwohl auch Frauen in der Schar der Jünger waren, die ihm dienten Lc. 8, 1 – 3, und ihr ewiger Ruhmeskranz die Treue bleibt, die sie beim Kreuze festhielt, als die Jünger flohen Mc. 15, 40. Auch die erste Gemeinde kennt keine Missionarinnen, wenngleich die Frauen im Gottesdienst in Prophetenrede und Gebete sprechen durften 1. Kor. 11 und dienende und helfende Frauen, ja solche, die dadurch eine gewisse Patronatsstellung über die Gemeinden hatten, wie Phöbe Röm. 16, 1, genannt werden. Erst die Legende hat dem Apostel Paulus eine „Apostolin" in der Nonne Thekla zur Seite gestellt, immerhin schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts. Und es mag sein, daß es nur an dem geringen Umfang unserer Quellen liegt, wenn wir nicht auch geschichtliche Nachrichten von Frauenarbeit in der Mission haben. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß eine Frau wie Priscilla, die mit ihrem Manne Aquilas – so ist die Reihenfolge – dem Apollos genauer den Weg Gottes auseinandersetzte Apg. 18, 26, eine größere Wirksamkeit gehabt hat, als heute noch aus den Quellen erkannt werden kann. Mancherlei Gefahren, die das öffentliche oder halböffentliche Reden der Frau – und sei's auch nur in der Phantasie und den üblen Nachreden der Gegner – hatte, haben dahin geführt, das Reden der Frau selbst in der Gemeindeversammlung ganz zu verbieten (1. Kor. 14, 33 f.; 1. Tim. 2, 10 f.; 1. Petr. 3, 1) und der Frau höchstens eine bescheidene Lehrarbeit an Witwen und Kindern zuzugestehen, wie es etwa der Hirt des Hermas (Vis. II. 4, 3) tut. Bei den gnostischen und asketischen Sekten hat sich das freie Reden der Frau, auch ihr missionierendes Reden länger gehalten und nun wieder schlimmen Tadel und böse Anklagen der Kirche hervorgerufen. Unsere heutige Mission hat sich mit Recht durch die Gefahren und den Tadel der Urchristenheit nicht abhalten lassen, die Frau auch als Missionarin in den Dienst des Christentums zu stellen.

Größer als die direkte Arbeit war jedenfalls der indirekte Einfluß der Frau in der ältesten Zeit. Die Empfehlung des Wandels als des besten Mittels der Mission wird ja stets gerade der Frau gegeben, freilich nicht ohne Absicht, ihr

Reden einzuschränken, aber doch wohl auch nicht ohne die Grundlage der Erfahrung, daß „der Frauen Wandel ohne Wort", „der verborgene Mensch des Herzens mit seinem sanften und stillen Geist" 1. Petr. 3, 2 ff. reinigend und erhebend gewirkt hat auf eine geschlechtlich zügellose Welt und ein rohes und grausamkeitslüsternes Volk. Die Märtyrerakten enthalten die Musterbilder dieser Frauen, die in keuscher Reine und furchtlosem Mute zu sterben und zu missionieren wußten. Allein man muß von diesen seltenen großen Augenblicken sich nicht den Blick rauben lassen auch für die stille Kleinarbeit des Lebens. Man muß der Frauen Arbeit in den Frauengemächern, die kein Männerfuß betrat, sich vor Augen stellen und ihre Bedeutung nicht unterschätzen. Denn noch mochten unzählige Männer es ihren Frauen nicht gestatten, Versammlungen einer halb verborgenen, im Verdacht des Anarchismus und gemeiner Ausschweifung stehenden Sekte zu besuchen in der Dämmerstunde des Morgens vielleicht, ehe das Leben erwachte. Da mag, besonders für die Frauenwelt der oberen Schichten, viel stille Bekehrungsarbeit in den Häusern getan worden sein, geflüstert von Ohr zu Ohr. Und endlich sind die Mischehen nicht zu vergessen, in denen die Frauen ja immer der eifrigere Teil sind, den geliebten Gatten von den Dämonen und dem Verderben zu retten in die Heiligkeit des eigenen Kultus hinein. So war es schon in der ältesten Zeit, und nicht erst im Mittelalter, wo fürstliche Frauen uns bekanntere Beispiele hinterlassen haben.

Endlich darf nicht vergessen werden, daß wie heute noch so auch in der ältesten Zeit die Apostel mit ihren Frauen reisten. Freilich wissen wir es sicher nur von den Urapostеln und den Brüdern des Herrn, die ja nicht eigentlich die große Mission trieben 1. Kor. 9, 5. Von den Genossen und Gehilfen des Paulus wird nichts über Frauen gesagt, und Paulus selbst war unverheiratet; nicht um seines besonderen Berufes willen, sondern weil er sich zur Ehe nicht veranlagt fühlte: es ist ihm eine Gnadengabe Gottes, daß er so ist 1. Kor. 7, 7. Und wenn er Sorge hatte, daß ein Christ über seiner Frau und seiner Liebe den Einsatz der vollen Kraft für Jesu Sache versäume, so hat er das für alle gefürchtet, nicht bloß für den Missionar 1. Kor. 7, 32 ff. Auch

hier hat unsere Mission sich wohl mit Recht gegen die katholische Kirche mit ihrer Steigerung des apostolischen Ratschlags zu einem Gesetz gestellt und selbst im Gegensatz zu Paulus sich zu einer positiven Schätzung der Ehe auch für die Missionstätigkeit erhoben. Man wird nun freilich aber auch nicht wieder ein Gesetz aus der Ehe machen dürfen. Die Erleichterung des Herzens durch Sorglosigkeit im Menschlichen und die Möglichkeit einer unbekümmerten Einsetzung seiner Kraft darf man doch dem, der so empfindet, nicht versagen wollen.

IV. Kapitel. Die Mittel der Mission.

1. Das beste Mittel aller Mission ist die Persönlichkeit des Missionars selbst. Alle sachlichen Mittel, die der Mensch anwendet, sind nichts anders als der Ausfluß seines Innenlebens, wie es lebendig und plastisch wird in Rede und Tat, in Prosa und Poesie, in bildender und redender Kunst, in Tönen und Farben, in Steinen- und Menschenorganisation; wer vermag all die unzähligen Mittel aufzuzählen, in denen ein Mensch sein Innenleben überströmen läßt auf andere und sie teilnehmen läßt an seinem Höchsten und Besten. Aber alle diese Mittel wirken nichts, wenn sie von leeren Seelen bloße Imitation sind, und der Esel in der Löwenhaut ist immer ein belustigendes oder ärgerliches Schauspiel gewesen. Wenn Zahn die Missionare der alten Zeit in drei Klassen einteilt, in solche, die Taubeneinfalt ohne Schlangenklugheit hatten, in solche, die Schlangenklugheit besaßen ohne Herzenseinfalt, und endlich in solche, die beides besaßen, und jener mittleren Klasse der bloß Klugen zwar Augenblickserfolge, aber keine dauernde Wirksamkeit nachweist, so mag diese Klassifizierung vielleicht geschichtlich jenen Männern nicht ganz gerecht werden: sachlich trifft es jedenfalls zu, daß auf die Dauer in der Welt doch nur das Echte und Wahrhaftige siegt. Und das ist eines der stärksten Motive zum Gottesglauben, das wir außer unserem inneren Erlebnis haben. Der Mensch neigt zu Imitation — sie ist leichter und billiger; Gott aber läßt nur das Echte leben.

Dennoch kann eine Betrachtung auch der Mittel der Arbeit ihren Nutzen haben und jedenfalls hat sie ihr Interesse. Und das erste, was sich uns bei dieser Betrachtung zeigt, ist, wie ungeheuer einfach die Mittel waren, wenn wir sie vergleichen mit denen, die ein viel reicher gegliedertes Kirchentum doch selbst dem einfachsten Missionsunternehmen heute mitgeben kann.

Vor allem fehlte dem alten Christentum fast ganz das Mittel der Kunst. Erst langsam und in den zwei ersten Jahrhunderten fast gar nicht entwickelte sich eine Kunst, die zunächst rohes Volkshandwerk war, aber dann doch allmählich in ihrer Naivetät und

aus ihrer dunklen Heimat der Katakomben heraus neue, ungeahnte Reize selbst der nichtchristlichen Welt geschenkt hat. Kirchen hat das Christentum um 200 wohl noch wenige besessen, und wer da fühlt, wie die Steine eines Domes zum Herzen reden können, und die Glocken auf dem Turm, ja wer da weiß, wie auch das schmuckloseste Kirchlein als ein Heim und ein Symbol der Gemeinschaft zum Herzen spricht, der wird ermessen, was das bedeutet hat. Das Christentum hat sich Jahrhunderte lang gegen die antike Kunst in jeder Form um ihres Inhaltes willen ablehnend verhalten. Es sah in den Bildern nur die Dämonen – und „ergrimmte in seinem Geist" wie Paulus in den Straßen Athens Apg. 17, 16, wohin heute Tausende von Christen ziehen, um sich zu erquicken und Geist und Sinn zu erhöhen. Und im Theater sah es nicht die Kunst der Darstellung des Leibes und der Seele, es sah nur die Schande und die Gemeinheit und kämpfte gegen diese Dämonen noch viel energischer als gegen jene Bilder aus Stein und Holz, aus Silber und Elfenbein. Daß man das alles in den Dienst des Christentums stellen könne, daß das Menschliche, soweit es edel ist, auch dem neuen Menschen, der nach Gott geschaffen ist, dienen könne, das konnte man damals nicht verstehen. Man durfte es auch nicht; denn Toleranz hätte hier geheißen, den Sieg verlieren.

Nur die Kunst des Wortes ist früh in den Dienst des Christentums getreten, wenn wir uns auch weder von der Predigt noch von den geistlichen Liedern und Psalmen der ersten Christenheit übertriebene Vorstellungen machen dürfen. Maßstäbe der klassischen griechischen Literatur gehören ja schon gar nicht hierher. Aber immerhin ist, was wir an Trümmern haben und was uns die späteren Liturgieen erraten lassen, ein Beweis, wie man sich in Kraft und Innigkeit aussprechen konnte, und wie auch, freilich wohl angelehnt an jüdische Vorbilder und Stücke aus heidnischen Liturgieen, besonders der Mysterienkulte, weihevoll und eindrucksvoll geredet werden konnte. Aber auch das ist alles doch sehr schlicht und einfältig und von Paulus als Kunst direkt abgelehnt, obwohl er unbewußt am meisten davon besaß, ja soviel, daß die Kirche bis auf den heutigen Tag von seinen Formeln in ihrer Liturgie zehrt. Und sein Hymnus auf die Liebe 1. Kor. 13 ist wohl in allen Christenherzen lebendig: ein Stück Poesie nicht eines kunstmäßigen Poeten, sondern eines Dichters von Gottes Gnaden, in dem das Zarteste und Tiefste zu Worten werden kann.

Mit Bewußtsein geübt zu Missionszwecken hat die alte Christenheit nur die Predigt und vielleicht noch die Heilung und den Exorzismus, sofern man eben die Teufel auch direkt aus ihren beherrschten Opfern hinaustrieb. Wie nahe sich Predigt und Dämonenaustreibung berührten, das kann uns Joh. 12, 28 ff. lehren. Ohne daß sie bewußt zum Zweck der Mission geübt wurden, haben die Sakramente und die Organisation gewirkt, diese sowohl als gottesdienstliche Zusammenkunft wie als soziale gegenseitige Hilfe. Wir wollen über diese wie andere Mittel der Mission noch einen raschen Blick werfen.

2. Die Predigt. Über den Inhalt der urchristlichen Predigt, auch der Missionspredigt, sind wir sehr gut unterrichtet. Aber ihn wiedergeben, hieße eben wieder die ganze Fülle der urchristlichen Religion selber ausbreiten. Uns kann hier bei den Mitteln nur die Form und Art der Missionspredigt interessieren. Gewiß hat aber auch hier nicht die Form, sondern der Inhalt am stärksten gewirkt.

Am Anfang steht Paulus, von dessen rednerischer Art wir noch ein ziemlich deutliches Bild haben. Denn seine Briefe sind meist diktiert, also gesprochen, oft im Feuer und mit der Gewalt lebendiger Rede. Paulus kämpft und ringt mit dem Gegner, auch wenn er Briefe an einen Dritten über ihn schreibt, er sieht ihn leibhaftig vor sich. Und so sind seine Briefe oft – nicht in allen Stücken freilich – ein getreues Bild seiner Sprechweise. Und wenn seine Gegner behauptet haben, die „Anwesenheit seines Leibes sei schwach und sein Wort verächtlich", nur seine Briefe seien stark und schwer 2. Kor. 10, 10, so können wir dies nicht ohne weiteres glauben; denn wie sollte der Apostel seine Erfolge erzielt haben, wenn seine Predigt nicht trotz „allem Zittern und aller Schwachheit" 1. Kor. 2, 3 doch ein „Beweis des Geistes und der Kraft" 2, 4 gewesen wäre? Nein, wir Heutigen empfinden noch die Kraft und die Glut seiner Rede. Das soll hier ein anderer als ich sagen, ein besserer Kenner der Literatur des Altertums und ein Literarhistoriker von Beruf, Wilamowitz-Möllendorff:

„Daß dieser Jude, dieser Christ griechisch denkt und schreibt, für alle Welt und doch zunächst für die Brüder, die er anredet, daß dieses Griechisch mit gar keiner Schule, gar keinem Vorbilde etwas zu tun hat, sondern unbeholfen in überstürztem Gesprudel direkt aus dem Herzen strömt und doch eben Griechisch ist, kein übersetztes Aramäisch (wie die Sprüche Jesu), macht ihn zu einem Klassiker des Hellenismus. Endlich, endlich redet wieder einer auf griechisch von einer frischen inneren Lebenserfahrung; das ist sein Glaube; in ihm ist er seiner Hoffnung gewiß, und seine heiße Liebe umspannt die Menschheit: ihr das Heil zu bringen, wirft er freudig sein Leben hin; frisches Leben der Seelen aber sprießt überall empor, wohin ihn sein Fuß trägt. Als einen Ersatz seiner persönlichen Wirkung schreibt er seine Briefe. Dieser Briefstil ist Paulus, niemand als Paulus; es ist nicht Privatbrief und doch nicht Literatur, ein unnachahmliches, wenn auch immer wieder nachgeahmtes Mittelding; es ist aber doch artig, daß man am ehesten noch Epikuros mit Paulus vergleichen kann. Ihm war

ja alle Literatur Tand, jede künstlerische Ader fehlte ihm: um so höher muß man die künstlerischen Wirkungen schätzen, die er gleichwohl erzielt. Was sollte ihm und seiner Welt all das bedeuten, was wir Kunst und Wissenschaft nennen und als das Höchste des Menschlichen, oder vielmehr höher als etwas nur Menschliches schätzen? Er schöpfte ja ein gutes Teil seiner Kraft aus dem Wahnglauben an den nahen Weltuntergang. Aber in der hellenistischen Welt der konventionellen Form, der glatten Schönheit, der Gemeinplätze erquickt diese Formlosigkeit, die doch den Gedanken und Empfindungen ganz adäquat ist. Oder welche Stilisierung könnte den intimen Reiz des Philipperbriefes erhöhen? Paulus offenbart der Welt für alle Zeit, daß der Mensch Gott auch auf anderem Wege finden kann, als es die Hellenen getan und gelehrt haben. Gewiß ist Kunstlosigkeit absolut kein Vorzug; es rangiert die Geister, daß Paulus für Platon nie Verständnis hätte haben können, weil Wissenschaft und Kunst außer seinem Horizonte lagen, wohl aber Platon frei genug war, eine echt religiöse Persönlichkeit und unstilisierte Herzlichkeit der Rede zu würdigen. Aber ebenso muß man zugeben, daß Platon sich so ganz niemals hätte selbst geben können, nicht nur weil dem künstlerisch Durchgebildeten die Formlosigkeit wider die Natur ist, sondern weil er eine Hellene war; dieses künstlerische Wesen ist eben die spezifisch hellenische Natur. Sie müssen dichten, wenn sie ganz sagen sollen, was sie leiden. Auch für ihre bildenden Künste ist das zugleich der Vorzug ihres Adels und die Schranke ihres Könnens! Jetzt war die Flugkraft des hellenischen Genies erschöpft; der Stil war Manier geworden. Die ganze griechische Literatur des Klassizismus wird dadurch gerichtet, daß die Nachahmung der Klassiker nur auf lateinisch in Cicero, Horaz, Vergil neue Klassiker zeugte, die griechische Sprache dagegen, wenn sie unmittelbar aus dem Herzen kommen sollte, ganz unkünstlerisch sein mußte, wie sie es bei Paulus, Epiktet, Plotin ist. Dann ist auch das vorbei. (Die Kultur der Gegenwart I 8 S. 157.)

So lebendig einem jeden, der pauliniſche Briefe ſich laut geleſen hat, des Apoſtels Sprechweiſe ſein wird, ſo falſch wäre es, ſich den Inhalt dieſer Briefe etwa als Inhalt ſeiner Miſſonspredigt zu denken und zu meinen, Paulus habe in ſeiner Miſſionspredigt „Paulinismus“ gelehrt. Da war alles viel elementarer, ſein Unterricht hat deutlich drei Stufen: die Bekehrungspredigt, die erſte Gemeindepredigt, und das Myſterium für die Vollkommenen, zu denen er nach langem Chriſtſein die Korinther z. B. immer noch nicht gerechnet hat. Die Mitteilung eines ſolchen „Myſteriums“ in 1. Kor. 15, 51 zeigt ebenſowohl, daß Paulus bis dahin noch nichts von den „letzten Dingen“ als das allerallgemeinſte geſagt hat, wie auch das andere, daß mit dem

Mysterium eben das Geheimwissen um die Zukunft und die Wege Gottes mit der Menschheit gemeint ist. Das gleiche Bild geben die Stellen 1. Thess. 4, 15 ff.; Röm. 11, 33 ff. Also Paulus war Pädagog genug, seine Predigt in Stufenweise anzuordnen und seine jungen Christen nicht gleich in das komplizierte Gebäude seiner Dogmatik einzuführen. Was er bei der Mission gesagt hat, das war zwar das Wesen des Christentums, aber es war sehr elementar. Es handelte vom Glauben an den einen lebendigen Gott und der Abkehr von den toten Götzen, von der Sünde der Heiden und dem großen Gericht über die Welt, von der Erlösung durch das Kreuz d. h. den Tod des Gottessohnes und wie hier ein neues Leben und neue Werte, auch ein neuer Beweis für Gott — nicht Bildung und nicht Wunder tun es 1. Kor. 1, 22 ff. — in die Welt gekommen seien. Endlich daß man warten soll auf das Kommen einer neuen Welt und des gestorbenen, aber auferweckten Herrn Röm. 1 und 2; 1. Kor. 2, 2; 15, 1 ff. Gal. 3, 1; 1. Thess. 1, 9 f.

Paulus hat jede formelle Kunst der Rede abgelehnt. Die Rhetorik seiner Zeit war ihm „Weisheit dieser Welt" und der Herrscher dieser Welt, nämlich der Heidengötter, des Apollo und der Musen, des Hermes und wie die Dämonen, die Teufel und Teufelein alle heißen. Um die Sache war es ihm zu tun, nicht um die Form, um die Wahrheit, nicht um die Eleganz. Aber dennoch hat er nicht bloß von der Redegewalt der Prophetie und dem Rhythmus der Psalmen das Beste mitbekommen, sondern er ist auch hie und da von den populären Predigern und Professoren seiner Zeit beeinflußt. Daß er Rhetorik und griechische Literatur studiert hat, läßt sich nicht beweisen, freilich auch nicht ganz unwahrscheinlich machen. Aber der Aufbau seiner Briefe ist nicht nach den Kunstregeln gefertigt, sondern ruht auf einer Gewohnheit seiner Predigt, die dem Wesen des Christentums entspricht. Seine Briefe nämlich enthalten zwei Teile; in dem ersten kommt — wo nicht rein Persönliches zu besprechen ist — die Religion, in dem zweiten die Sittlichkeit zu Worte. Dieser zweite Teil steht in allen Briefen; dem Apostel war eben Religion ohne Sittlichkeit ein klingendes Becken, ein leerer Schall.

Aus späterer Zeit sind uns die Reden in der Apostel-

geschichte sehr wertvolle Zeugnisse, wie man etwa um das Jahr 100 das Christentum den Nichtchristen gepredigt hat. Freilich, die Apostelgeschichte enthält mehr Reden an die Juden als an die Heiden, und sie sind mehr apologetische Traktate als wirkliche Missionsreden; doch mag die Bekehrungsrede an Juden sich bereits in ähnlichen Gedanken und Formen bewegt haben. Die beiden Predigten an Heiden, die die Apostelgeschichte bietet, sind ihres Inhaltes wegen außerordentlich interessant. Sie zeigen – was die urchristlichen Schriften nicht immer verraten –, wie weit man dem pantheistischen Monotheismus der Griechenwelt entgegenkam und wie geschickt man ihn benutzte. Die Areopag-Rede des Paulus mit dem Zitat aus Menander, daß wir göttlichen Geschlechts sind, ist uns allen gegenwärtig 17, 22–31, seine Rede in Lystra kurz genug, um hier zu stehen: „Ihr Männer, was macht ihr da? Wir sind auch sterbliche Menschen, gleich wie ihr, und predigen euch das Evangelium, daß ihr euch bekehren sollt von diesen falschen zu dem lebendigen Gott, welcher gemacht hat Himmel und Erde und Meer und alles, was darinnen ist, der in der vergangenen Zeit hat lassen wandeln alle Heiden ihre eigenen Wege. Und doch hat er sich selbst nicht unbezeugt gelassen, hat viel Gutes getan und euch vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gegeben, euere Herzen erfüllend mit Speise und Freude" 14, 15–17. In diesen beiden Reden fehlt das Kreuz, das Paulus gewiß nicht ausgelassen hätte, da er es als Gegenstand seiner ersten Predigt ja ausdrücklich bezeugt. Hier spricht die spätere Zeit, der das Christentum auch Monotheismus und Ethik sein kann. In der Form sind diese Reden doch wohl stark literarisch, und jedenfalls viel zu kurz, um mehr als eine Inhaltsangabe sein zu sollen.

Wie spätere Redner gesprochen haben, wissen wir genauer. Aber der Abhandlungsstil, welchen die Predigt annimmt, ist gewiß nur eine Weise der Rede gewesen. Noch bis gegen 150 wird die Prophetie daneben einen bedeutenden Einfluß gehabt haben. Und je mehr die Mission einfach von der Gemeinde und ihrem Gottesdienst ausging, desto mehr werden gerade dort nicht die eigentlichen Missionsreden mit monotheistischen Ausführungen gewirkt haben, sondern die erschütternden Weissagungen, Drohungen

und Verheißungen der Propheten und das Aufdecken der Schmerzen und der Sehnsucht der Seele, wie es schon Paulus gekannt hat und beschreibt: „Wenn alle in Prophetenrede sprechen und ein Ungläubiger oder ein Unkundiger hereinkommt, so wird er von allen durchschaut, er wird gerichtet von allen, das Verborgene seines Herzens wird offenbar, und so wird er niederfallen auf sein Angesicht und Gott anbeten und verkünden, daß wahrhaftig Gott in euch ist" 1. Kor. 14, 24 f. Solche Worte kennt auch noch die spätere Zeit am Ausgang des Jahrhunderts, jene kurzen, treffenden, tief in die Seele dringenden und erschütternden Worte, wie sie in der Offenbarung Johannis gleich Blitzen über die dunklen Massen der Visionen hinzucken, Worte im Stil jener Rufe: „Wach auf, der du schläfst! Und steh auf von den Toten! Und aufleuchten wird dir der Christus!" Eph. 5, 14.

3. Die Taufe und die Mysterien. Es war zwar ein unbewußtes Sichanschmiegen, wenn das junge Christentum die Taufe aus seiner Umgebung übernahm und den wenigen ergreifenden Worten, in denen Jesus seinen Tod beim letzten Mahle voraussagte, den Sinn eines Sakramentes unterschob, wie man es ringsumher übte und sah; aber es ward daraus eines der vornehmsten und wichtigsten Mittel der Anziehung auf die Menschen jener Tage. Ohne Mysterien war eine Religion auch der Innerlichkeit und Güte damals nicht denkbar. Man wollte, man mußte die Gottheit auch sinnlich fühlbar erleben. Wie energisch man das Christentum hereingezogen hat in diese Mysterienreligion, das zeigt sich daran, daß die Korinther schon zu Paulus Zeiten meinen, das Sakrament rette jeden, der es genießt: wer getauft ist und die Himmelsspeise essen darf, dem können nun Gericht, Hölle und Tod nichts anhaben, auch wenn er jede Sünde begeht 1. Kor. 10, 1 – 11. Und daß sich die Korinther für ihre verstorbenen Lieben taufen ließen, um sie der Hölle und dem Schattendasein zu entreißen 15, 29, das hat Paulus selbst benutzt, um sie für den Glauben an die Auferstehung zu gewinnen!

Sehr schnell hat diese Auffassung von der Taufe und vom Abendmahl alle anderen Auffassungen zurückgedrängt. Die Linie, auf der die Evangelien wesentlich noch die Sakra-

mente sahen: als Symbole und vielleicht schon Träger der Sündenvergebung, wird immer mehr eine Nebenlinie. Meist sind Taufe und Abendmahl im Urchristentum schon echte Sakramente, welche „retten" 1. Petr. 3, 21, „Siegel", die in der Endzeit vor der Vernichtung bewahren Eph. 1, 13; 4, 30; Offg. Joh. 7, 2; 9, 4. Bald nennt man das Abendmahl eine „Arznei zur Unsterblichkeit" (Ignatius Eph. 20), aus der unser Fleisch und Blut zur Auferstehung wandlungsweise ernährt wird (Justin, Ap. I, 66). Es ist ganz der Sakramentsglaube wie in den Mysterien rings umher; die Ethik wird ihm nur angehängt.

Gegen die große Gefahr einer Entartung des Christentums in eine untersittliche Zauberreligion muß sich also schon Paulus wehren 1. Kor. 10, 5 und die Kirche ist ihr durchaus nicht immer, ja in ihrer Praxis meist nicht entronnen. Die Gnade wird ihr ein Ding, man darf fast sagen ein überirdischer Stoff. Was Luther bekämpft hat, das war eben das Resultat jener Umwandlung des Christentums in eine Religion der dinglichen Gnade, der Weihen und des Gesetzes.

Dennoch darf man nicht verkennen, daß auch ein hohes inneres Gut mit den Sakramenten gegeben ward und immer wieder gegeben werden kann. Einmal bedeutet es ungeheuer viel, daß einer sich nicht bloß für eine Religion „interessiert", sich anregen läßt und ihr wohlwollend gesinnt ist, sondern daß er ganz und stark zu ihr tritt. Wer nicht Nein sagen kann, kann auch nicht recht Ja sagen. Noch heute ist es so, und wenn wir hundertmal feiner und komplizierter sind: nur das Entweder-oder macht die Seele frei und fest. Indem der Christ in einem feierlichen und unwiderruflichen Akt in die Machtsphäre des neuen Herrn übertrat und damit dem alten und dem früheren Leben mit dem Einsatz seines ganzen Wesens absagte, begann die Tat nach all den Gemütsregungen und Erkenntniseinflüssen, bei denen es solange blieb. Es ist kein Wunder, daß schon sehr rasch die Taufe und der Empfang des neuen heiligen Geistes im Christentum gleichgesetzt wurden. Das entsprach einfach der Beobachtung. Denn gewiß sind in jener Stunde, wenn in der Frühe des dämmernden Morgens der Täufling in das geheimnisvoll wandernde Wasser des Flusses hinabstieg, in

vielen nicht bloß heilige Entschlüsse eines neuen Lebens, sondern auch gewaltige Erlebnisse wachgeworden, und die „Tür des Tempels“ öffnete sich, zu künden von dem, was man erfahren und geschaut hatte. Wenn der heilige Name des Herrn oder später der drei göttlichen Wesen, Vater, Sohn und Geist, über dem Täufling genannt wurde, fühlte er sich herausgenommen aus dem Kreis der Dämonen und versetzt in eine übernatürliche Sphäre der Heiligkeit und der himmlischen Macht, die ihn umschützte nnd schirmte. Und zugleich war diese Sphäre ein Kreis von Menschen, alle durch dasselbe heiligende Erleben verbunden, alle so der dämonischen Welt entrissen und alle immer aufs neue durch die himmlische Speise, durch jenes wunderbare Mahl vereinigt, in dem sie Ewigkeitskräfte in sich aufnahmen und zu einem Bruderbund zusammenwuchsen, den nicht Fleisch und Blut und Menschenliebe, sondern Gottesgabe und Himmelskraft gestiftet hatten und erhielten.

Man unterschätze das Anziehende solcher großen und heiligen Symbole und solcher Weihestunden im Menschenleben nicht. Wenn heute unsere Weltanschauung jenen alten Sakramentsglauben uns unmöglich macht, wenn wir die innerliche und wesentliche Art des Evangeliums Jesu reiner haben: wir wollen doch sehr ernst überlegen, ob wir nicht Bedeutsames und Starkes dem Christentum entziehen würden, wenn wir die Sakramente auch als Symbole sterben ließen, da sie doch ungeheure Kräfte ausgelöst haben und immer noch auszulösen imstande sind.

4. Wunder und Heilungen. Ein Mittel hat die evangelische Mission ganz verlernt, das einst Großes gewirkt hat: das Wunder. Wunder und Heilungen waren in der alten Mission „die Zeichen des Apostels“ 2. Kor. 12, 12. So sah es Paulus an, so berichten die Evangelisten, und nicht erst der unechte Markusschluß 16, 17 f., so bezeugt es die ganze altchristliche Literatur: die Rettung, das Heil nahm seinen Anfang mit der Predigt des Herrn und ward bestätigt und gebracht „zu uns von denen, die ihn gehört hatten, während Gott für sie zeugte mit Zeichen und Wundern und mancherlei Krafttaten und Verteilungen des heiligen Geistes nach seinem Willen“ Hebr. 2, 3 f., vgl. 1. Petr. 1, 12. Man hat dabei nicht bloß an Heilstaten und Segenswun-

der, sondern auch an Strafwunder zu denken, wie sie sich in mancherlei Erzählungen der Apostelgeschichte spiegeln und durch des Paulus Verfluchung des Blutschänders, – damit sein Fleisch verderbe, sein Geist aber gerettet werde –, bezeugt sind 1. Kor. 5, 3 – 5. In den Bereich des Möglichen fällt es durchaus, daß der Schrecken über einen solchen Fluch Menschen krank macht und tötet, so gut wie das Gebet und der Glaube an die Kraft gotterfüllter Männer Kranke heilen können. Immer wieder weisen die Christen auf diese neue Kraft hin, die mit ihnen und ihren ‚Heiland' in die Welt getreten ist. Und gewiß hat es einen tiefen Eindruck gemacht, wenn hier ohne Magie und Zauberei durch das bloße Wort – das hat man immer betont – oder auch durch das Gebet der Ältesten nach der Ölung die Krankheit wich, der Dämon floh Jak. 5, 14 – 16.

Man darf freilich auch nicht überschätzen, was das bedeutete. Denn Magie und Zauberei, Heilung mit dem Mittel der Religion war überall. Das Christentum hat im zweiten Jahrhundert, als es aus der Heilgabe allmählich ein Kirchenamt, den Exorzismus, machte, mit heiligen Formeln und Riten nicht mehr viel anders gearbeitet wie die anderen Religionen auch; nur eigentliche Zaubermittel, Knoten und Bänder, Salben und Tränke waren verpönt. So war schließlich doch die Hauptsache, für die höheren und gereifteren Menschen wenigstens, nicht die Heilung, sondern der Mensch, von dem sie ausging, nicht die Zauberkraft, sondern die sittliche Liebe und Treue, die Reinheit und Kraft, die aus diesen Menschen sprach. Heilen konnten schließlich auch die Goeten und Zauberpriester, auch die Ärzte und ihr Gott Asklepios. Aber was man bei ihnen nicht fand, das war das neue Leben innerer Art, das hier ausstrahlte.

Übrigens darf man auch die Rolle nicht vergessen, die wirkliche Ärzte bei der Ausbreitung der neuen Religion gespielt haben. Es ist vielleicht kein Zufall, daß einer der wenigen Gehilfen und Mitarbeiter des Paulus, dessen Beruf wir kennen, Lukas, ein Arzt gewesen ist Kol. 4, 14. Es ist natürlich, daß solche Ärzte Vertrauen und Zugang hatten in Häusern und zu Herzen, wohin sonst nicht leicht das Evangelium drang. Unsere ärztliche Mission ist die rechte Nachfolgerin solcher missionierenden Ärzte des Altertums, wie auch

in ihr immer noch etwas fortwirkt von jener alten „Heilungsmission" des „Heilandes" Jesus.

Unsere evangelische Frömmigkeit und Mission lehnt das Wunder völlig ab; nur die katholische Mission nimmt es noch als eine lebendige Kraft mit hinaus und bietet es in den Heiligen immer wieder an. Vielleicht heilt hier und da auch noch die eine oder andere Sekte und ein enthusiastischer Missionar. Die herbe Ablehnung unserer evangelischen Mission ist auffallend, da doch dieselben Männer oft nicht einen verinnerlichten, sondern einen recht antiken Sakramentsglauben mit hinaus nehmen und aus den alten Wundern der Bibel oft einen Beweis für das Christentum machen. Es ist also nicht die Folge einer klaren Einsicht in die Innerlichkeit des Evangeliums, dem das Wunder als Beweis ebenso fremd ist wie das Sakrament als Heilmittel zur Unsterblichkeit, sondern es entspricht solches Tun der Entwicklung des Protestantismus, der das Katholisch-Sakramentale viel weniger stark abgestoßen hat als den Heiligenkult der Kirche und das Schwärmerische seiner eigenen Jugend. Vor nichts scheuen heute unsere Kirchen und oft auch unsere Missionsgesellschaften mehr zurück als vor einem ungebrochenen Enthusiasmus, wie er die Mission der Urchristenheit getragen und in all ihren Äußerungen bedingt hat.

Man mag sich um der Innerlichkeit willen freuen, daß die Predigt von der Gnade und Liebe Gottes und die Forderung seines Willens nicht mehr durch Wunder bewiesen wird, sondern durch sich selbst die Herzen bezwingen soll. Aber man darf fragen, warum nicht doch öfter das „Wunder" auch hier aus dem Glauben wächst, die Krafttat aus der Kraft kommt und Heilung auch dem gequälten Menschenleib aus Herzen voll Liebe und Erbarmen. Es ist hoffentlich nur die Theorie, nicht der Mangel an Liebe und Begeisterung, was uns hier ärmer macht als die alte Christenheit war.

5. Die Organisation, die Liebesgesinnung und die soziale Tat. Von dem Kaiser Decius wird erzählt, daß er mit größerem Gleichmut die Kunde von der Schilderhebung eines Gegenkaisers als die von der Wahl eines römischen Bischofs hinnahm. Der Herrscher und Gegner wußte, was die Organisation der Kirche bedeutete. Der Staat hat sich

ihrer schließlich nur erwehren können, indem er sich ihr ergab und die Kirche war bis dahin Staat genug geworden, um eins werden zu können mit dem Imperium, das sie hatte überwinden wollen. Was die Tatsache einer so mächtigen Organisation für ihre Ausbreitung bedeutet hat, liegt auf der Hand. Aber auch schon die drei Jahrhunderte vorher ist die Organisation der Kirche eines der wirksamsten Mittel der Propaganda gewesen. Sie ist freilich selbst erst langsam geworden und gereift; nur die Idee der überweltlichen Gemeinschaft hielt sie ursprünglich zusammen. Aber der Geist einer großen Organisation lag von Anfang über ihr, und Kräfte waren entbunden, die den stärksten Bau errichten sollten, den die Menschheit bis jetzt gesehen hat.

Die katholische Kirche sieht in diesem Institut etwas Göttliches; und es ist verständlich, daß sie es tut. Denn selbst evangelische Gegner blicken oft mit Bewunderung und Neid hinüber, und jedenfalls verwenden sie das Dasein und den Sieg der Kirche über die Welt sogar sehr oft als Beweis für das Christentum. Es bleibt auch ein Großes, selbst dann noch, wenn man sich die Gründe im einzelnen und kleinsten klar gemacht hat, die den Sieg des Christentums bedingt haben. Schärfer als frühere Generationen sehen wir, wie natürlich, ja wie wirtschaftlich zum Teil die Gründe waren. Es ist falsch, das Christentum für eine kommunistische Bewegung zu nehmen, aber es ist richtig, in der Lage der unteren Schichten mit die Ursache für die religiöse und sittliche Sehnsucht zu sehen, deren Erfüllung das Christentum geworden ist.

Und nicht zuerst und allein durch wirtschaftliche Hilfe, sondern durch etwas Größeres: durch die Bruderliebe der Gesinnung. Es war nicht Phrase und Moralpredigt von Leuten, die innerlich vom „Pathos der Distanz" lebten, sondern es war Tat und Wahrheit, daß sich alle „eins in Christus" fühlten und da „nicht Jude und Grieche, nicht Sklave und Freier, nicht Mann und Weib" war Gal. 3, 28. Es wurde auch den Leuten nicht nachgerechnet, daß sie einmal „Götzendiener, Ehebrecher, Trunkenbolde und Diebe" gewesen waren 1. Kor. 6, 10 f. So gut gemeint unsere Hilfe ist, so vielfach ist all unsere innere Mission gedrückt durch den Abstand, der zwischen Objekt und Subjekt unserer Liebestätigkeit besteht. Und so wach sich auch jemand das halten mag,

daß wir alles nur durch Gnade Gottes sind, was wir sind: es lassen sich eben nicht mehr jene ersten Zeiten heraufloden. Doch mag es in der Mission draußen und in manchen Sekten oder in Bewegungen wie der Heilsarmee wirklich noch sein wie einst, da zwar „jeder in dem Stand blieb, in dem er berufen ward" 1. Kor. 7, 20, aber eben die kleine Gemeinschaft keine Beamten, die einer höheren sozialen Schicht angehörten, hatte und das Band des Glaubens und der Sakramente noch stärker war als alle Differenzen. Es gab ja in den ersten Gemeinden nicht viel Reiche, nicht viel Mächtige und Vornehme 1. Kor. 1, 26 ff. Und doch ist es schon in den ersten 150 Jahren, die wir betrachten, nicht so geblieben. Schon zu Paulus Zeiten finden wir den Unterschied von Reich und Arm beim Abendmahl häßlich hervortretend 1. Kor. 11, 21 f. Und mit Verachtung spricht Jakobus davon, daß in den Versammlungen die Reichen, die sich „interessieren" und einmal zum Zuhören kommen, den Armen vorgezogen werden. Man sieht mitten hinein in den proletarischen Gegensatz gegen den reichen Mann, wenn der Unterschied zwischen Reich und Arm diesem Jakobus wichtiger ist als der zwischen Christ und Nichtchrist. „Sind sie es nicht", sagt er, „die euch beherrschen, schleppen sie euch nicht vor die Richterstühle, lästern sie nicht den guten Namen, der über euch genannt ist?" Und dieselben Leute behandelt ihr besser als den Armen im schmutzigen Gewand! 2, 1 – 7. Aus dem Wehe über die Reichen, das in Kapitel 5 erschallt, bricht ein glühender sozialer Zorn heraus, der uns den Boden zeigt, auf dem das Christentum gewachsen ist. Aber das Christentum des Jakobus ist eben dadurch entstellt, daß es den Gegensatz nicht durch Religion überwunden hat. Sonst ist das meist der Fall, und die Mahnungen gehen in einer anderen Tonart, auch wenn man wie der nur wenig spätere Hirte des Hermas immer wieder schelten muß über den Verkehr, den die Christen lieber mit reichen und angesehenen Heiden als mit ihren armen Brüdern haben. Trotz all dieser Klagen und Mahnungen aber war doch die Brudergesinnung und die verzeihende Liebe nicht bloß eine Theorie. Es mag bei allem Zweideutigen, das der Mann getan hat, dem Christentum doch unvergessen sein, daß es ums Jahr 200 einen Sklaven als Bischof von Rom sah.

Die werktätige Liebe kam hinzu. Sie zu beschreiben würde zu weit führen, sie ist bekannt genug durch Uhlhorn und wieder ganz besonders reich und schön durch Harnack behandelt. Hier soll nur auf zweierlei hingewiesen werden.

Einmal darauf, daß sich keine Stelle findet, in der diese Liebestätigkeit direkt als Missionsmittel genannt wird. So erniedrigte man sich und diese soziale oder gesellschaftliche Hilfe denn doch nicht. Liebe üben, um Seelenfang zu treiben, das verabscheute man. „Wehe euch Pharisäern, die ihr Land und Meer umzieht!“ ... Daß auch im Christentum Mißbrauch vorkam, soll gewiß nicht bestritten werden. Aber die Männer, die uns Zeugnisse ihres Wesens hinterlassen haben, sind anderer Art. Von Ignatius rührt eine interessante Stelle her, den Mißbrauch, aber auch den Kampf dagegen belegend: „Sklaven und Sklavinnen verachtet nicht. Aber sie sollen sich auch nicht aufblasen, sondern zur Ehre Gottes williger dienen, damit sie eine höhere Freiheit von Gott erlangen. Sie sollen nicht begehren, aus der gemeinsamen Kasse freigekauft zu werden, damit sie nicht als Sklaven der Begierde (nach Freiheit) erfunden werden“, ad Pol. 4.

Zum zweiten muß ganz klar gesagt werden: die soziale Hilfe war so groß, daß wer ins Christentum übertrat nicht bloß für jenes, sondern auch für dieses Leben in Sicherheit war. Man übersieht das oft, weil in den alten Quellen so viel von Almosen die Rede ist und man so wenig von sozialer Tätigkeit hört, und weil eine theoretische Sozialethik so gut wie ganz fehlt. Aber wenn der Kommunismus der ersten Gemeinde auch bloß ein Ideal des Lukas und auf jeden Fall nicht von Dauer war — in den paulinischen Gemeinden lebte er nie —, so muß man bedenken, daß die Almosenpflicht unbedingt war und ebenso die Pflicht der Gastfreundschaft. Noch die Lehre der 12 Apostel fordert strikte Befolgung des Wortes Jesu: „Gib jedem, der dich bittet!“ und verweist den Bedenklichen, der die sittlichen Gefahren der Bettelei sieht, auf das Gericht Gottes über den Bettler. Aber weiter: in den Pseudo-Clementinischen Schriften findet sich der Satz, der wundervoll zu einem Programm für soziale Arbeit paßt: dem Handwerker Arbeit, dem Arbeitsunfähigen Barmherzigkeit! (ep. Clem. 8). Das setzt aber eine Art Arbeitsnachweis voraus. Daß die Gemeinden etwas

Derartiges hatten, geht auch aus den Worten der Didache hervor, wenn sie fordert: „Jeder, der zu euch kommt im Namen des Herrn, soll aufgenommen werden. Dann prüft ihn... Wenn er ein Reisender ist, so helft ihm, soviel ihr könnt; er soll aber nur zwei Tage bei euch bleiben oder höchstens drei, wenn's nötig ist. Wenn er aber ein Handwerker ist und sich bei euch niederlassen will, soll er arbeiten und essen. Wenn er kein Handwerk kann, so sorget nach eurem Verstand dafür, daß kein Christ bei euch lebt als Fauler. Wenn er sich nicht darnach richten will, so ist er ein Geldchrist. Hütet euch vor diesen!" 12. Es gab also solche Leute, wie jene Sklaven des Ignatius. Aber es gab auch eine Organisation, die half.

Das hat natürlich unendlich viel bedeutet für all die Mühseligen und Beladenen, für all die Einsamen und in die Ecke Gestoßenen, für all die Tausende losgerissener, aus Heimat und Vaterland geraubter Menschen, die Heimat und Vaterland, Liebe und Hilfe, Obdach und Brot bei den „Brüdern" fanden. Wehe dem Christentum, wenn es je vergessen könnte, daß das seine Wesensart ist.

6. Eins der Hauptmittel unsrer heutigen Mission ist **die Schule.** Es handelt sich dabei nicht bloß um den Unterricht in der Religion und die Erziehung im Christentum, sondern um eine Schulung auch in Gebieten eines nicht religiösen Wissens, das den Menschen niederer oder anderer Kulturen unsre europäische Bildung vermitteln und für die Aufnahme des Christentums vorbereiten soll. Die alte Mission kennt nichts Derartiges, das ist natürlich. Auffallender scheint, daß ganz deutlich das Christentum zunächst nicht einmal einen Religionsunterricht für die Kinder eingeführt hat. Ja selbst ein ausgeführter Vorbereitungsunterricht für Erwachsene ist erst im Anfang des zweiten Jahrhunderts bezeugt, wo die Lehre der zwölf Apostel direkt einen kleinen Katechismus christlicher Tauflehre in ihren sechs ersten Kapiteln gibt. Das dunkle Wort des Hebräerbriefs 6, 2 scheint Ähnliches schon für das Ende des ersten Jahrhunderts vorauszusetzen. Zu derselben Zeit fangen auch die Hinweise auf eine christliche Kindererziehung in den sogenannten Haustafeln an, aus denen wir alle sie kennen (Kol. 3, 20 f.; Eph. 6, 1 – 4). Und von einem rechten Bi-

schof wird in derselben Zeit gefordert, daß seine Kinder nicht bloß „gläubig“ d. h. christlich seien (Tit. 1, 6), sondern daß er sie auch gut erziehe (1. Tim. 3, 4, von Diakonen 1. Tim. 3, 12). Doch brauchen sich diese Stellen nicht alle auf kleine Kinder, an denen noch eine eigentliche Erziehungstätigkeit geübt wird, zu beschränken. Die Stelle Tit. 1, 6 ist sogar wahrscheinlich anders zu deuten; denn das Wort „gläubig“ setzt die Taufe voraus, und Kindertaufe ist in den zwei ersten Jahrhunderten gewöhnlich nicht geübt worden. Die erste ausführliche Stelle, die nicht bloß die Pflicht einer christlichen Erziehung einschärft, sondern auch ihre Ziele und ihren Inhalt angibt, steht im ersten Clemensbrief 21, 8 f. und verdient um ihrer Bedeutung und Trefflichkeit willen, gekannt zu sein:

„Eure Kinder sollen an der Erziehung in Christus teilhaben. Sie sollen lernen, was Demut bei Gott vermag, was keusche Liebe bei Gott kann, wie die Gottesfurcht etwas Schönes und Großes ist und alle rettet, die in ihr heilig wandeln mit reinem Sinn. Denn er durchschaut unsere Gedanken und Begehrungen, sein Odem ist in uns, und wann er will, zieht er ihn zurück.“

Wo aber auch solche Unterweisung der Kinder mit Ernst und Fleiß geübt ward, es war immer die Unterweisung von Kindern christlicher Eltern. An eine Einführung anderer Kinder in das Christentum dachte man noch nicht. Nur hat auch das alte Christentum sich wahrscheinlich schon fremder Waisenkinder angenommen und sie in seinem Sinne erzogen. Wer in jedem Hungernden den Herrn zu speisen glaubte, der sorgte nicht bloß für die Waisen der Gläubigen (Marc. 9, 37; Matth. 25, 42).

So wenig wie eine bewußte Schultätigkeit zu Missionszwecken, so wenig hat das alte Christentum eine Kulturtätigkeit überhaupt zu üben brauchen, um die Völker zu erziehen, zu denen es kam. Unsere Mission — wie schon gewisse Zweige der mittelalterlichen Mönchsmission es taten — müssen ja die Völker rasch auch die Stufen äußerlicher Gesittung hinaufführen, um sie der geistigen und sittlichen Höhenlage näher zu bringen, auf der das Christentum erwuchs. Damals entsprang es dem Boden, der bereitet war, solche Frucht zu tragen.

V. Kapitel. Die Erfolge der Mission.

1. Innere Erfolge. Das Neue Testament ist ein Buch der Bekenntnisse. Besonders die Briefe enthalten eine Fülle von Zeugnissen, vom kaum bewußten Seufzer bis zur lauten Klage über das „Alte, das vergangen ist", vom kurzen Freudenwort bis zum Jubelhymnus über das Thema: „Siehe, es ist alles neu geworden". So hebt es mit Paulus an und den Schilderungen seines Sterbens und Geborenwerdens vor Damaskus Gal. 2, 19 f., da der Gott, der einst gesprochen hat: Es leuchte Licht aus der Finsternis! es auch aufleuchten ließ in seinem Herzen zur strahlenden Erkenntnis der Glorie Gottes auf dem Angesicht Christi 2. Kor. 4, 4 ff. Der Jünger, der in seinem Geist und fast mit seinen Worten den Brief an die Epheser geschrieben hat, bekennt in feierlichem Loblied, daß auch eine spätere Zeit noch das Gleiche empfand: „Gelobt sei der Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns gesegnet hat mit allen Geistesgaben in himmlischen Gütern in Christus, wie er uns denn erwählt hat durch denselbigen, ehe der Welt Grund gelegt war, daß wir sollten sein heilig und unsträflich vor ihm in der Liebe, indem er uns verordnete zur Kindschaft bei sich durch Jesus Christus nach dem Wohlgefallen seines Willens zum Lob seiner herrlichen Gnade, mit der er uns begnadigt hat in dem Geliebten, in welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut, die Vergebung der Sünden nach dem Reichtum seiner Gnade, die uns reichlich widerfahren ist durch alle Weisheit und alle Einsicht, indem er uns wissen ließ das Geheimnis seines Willens nach seinem Wohlgefallen" Eph. 1, 3 – 9. Man wird in diesen Worten als Bekenntnis leicht wieder finden, was uns vorhin der Petrusbrief als Ziel der Predigt gepriesen hatte. Und wieder wird genau wie dort eine dreifache Frucht der Bekehrung bezeugt: der religiöse Besitz eines neuen Lebens in einer anderen Welt, das sittliche Ziel eines unsträflichen Wandels und die intellektuelle Erfahrung der ‚Weisheit' in Erkenntnis der Wege Gottes mit der Menschheit. So klingt es durch alle urchristlichen Schriften wieder.

Ausführliche Schilderungen selbstbiographischer Art haben wir dagegen wie in der modernen Missionsliteratur, so

auch in der alten nur ganz wenige. Von Christen aus der „ungebildeten" Schicht gar keine; die einzige, die wir besitzen, die Bekehrungsgeschichte Justins, ist gewiß nur für Leute charakteristisch, die wie er stark intellektuell beanlagt, von Philosophie zu Philosophie gingen, um das Beste in der Welt durch Beweis zu finden, und schließlich dem Äußerlichsten in die Hände fielen, dem Wunder. Er schreibt wenigstens, daß er durch den Weissagungsbeweis aus dem Alten Testament gewonnen worden sei, und ist ein ‚Philosoph', ein Platoniker, auch als Christ geblieben. Freilich, wenn ihm, wie er es schildert, durch das eine Gespräch mit dem alten Manne „ein Feuer in der Seele angezündet ward" und „ihn sehnsüchtige Liebe erfaßte zu den Propheten und den Männern, die Christi Freunde sind" (Dial. 8), so war ja das alles noch nicht durch den Beweis aus der Schrift bedingt, sondern allein durch das „imponierende, sanfte und ehrwürdige" Wesen des Greises (3). Und er wußte auch, was er innerlich darnach an Jesus erlebt hatte, wenn er hinzufügt: „Ich wünschte aber, alle möchten gleich mir sich einen Mut fassen und sich nicht verzagt abwenden von den Worten des Heilandes. Denn diese Worte haben eine furchtbare Majestät in sich und sind wohl imstande, die zu erschrecken, die sich vom geraden Wege abkehren, und doch werden sie Ruhe und Frieden denen, die sie üben" (8). Daß er das nicht bloß andern nachsprach, sondern selbst die Kraft und das Bezwingende, das Erhebende und das Niederbeugende der Worte Jesu empfand, hat er in seinen Schriften immer wieder bewiesen. Er ist derjenige unter den christlichen Schriftstellern des zweiten Jahrhunderts, der die meisten Jesusworte bewahrt hat; wären die Evangelien verloren gegangen, aus Justin würden wir Jesu Leben und Predigt wieder gewinnen können.

Es gibt aus späterer Zeit noch andere Schilderungen, sowohl persönlicher Bekehrungserlebnisse, wie Cyprians Schrift an Donatus, als auch künstlerische apologetische Darstellungen von Überwindungen heidnischer Gegner, wie der Dialog Octavius des Minucius Felix. Es würde zu weit führen, sie auszuschreiben: das Bild verschiebt sich nicht wesentlich. Ein besonders charakteristisches Bekenntnis eines Heidenchristen des zweiten Jahrhunderts steht im sog. Barna-

basbrief 16, 7–9: „Bevor wir zum Glauben an Gott gekommen waren, war unsere Herzenswohnung verweslich und schwach, wie ein wirklich mit der Hand gebauter Tempel; denn sie war voll von Götzendienst und ein Haus der Dämonen, weil wir taten, was gegen Gott war... Als wir die Vergebung der Sünden empfangen und unsere Hoffnung auf den Namen gesetzt hatten, wurden wir neue (Menschen), zum zweitenmal von Anfang an geschaffen. Deshalb wohnt in unserer Wohnung wirklich Gott in uns. In welcher Weise? Sein Wort vom Glauben, sein Ruf der Verheißung, die Weisheit seiner Satzungen, die Gebote der Lehre, er selbst in uns weissagend, er selbst in uns wohnend: er wird uns, die wir dem Tode verknechtet waren – indem er uns die Türe des Tempels, d. i. unsern Mund öffnet – führen in den unvergänglichen Tempel". Man sieht auch in diesem Wort, das den geborenen Heiden deutlich verrät, das religiöse Ziel: die Reinigung von Dämonen und die Gewißheit des Eingangs in den ewigen Tempel, aufs engste verknüpft mit dem sittlichen Ziel der neuen Menschwerdung und der intellektuellen, der sittlichen und religiösen Erkenntnis.

2. Äußere Erfolge. Von der Verbreitung des Christentums in den zwei ersten Jahrhunderten und von der Schnelligkeit seines Wachstums macht man sich oft sehr falsche Vorstellungen. So gewaltige Erfolge wie manches moderne Missionsgebiet hat die alte Predigt kaum gehabt; höchstens in Kleinasien mag Ähnliches sich ereignet haben. Man ist gewöhnlich mißleitet durch jene Stellen in den Briefen des Paulus, der von der Predigt in der ganzen Welt spricht und davon, daß er ‚keinen Raum' mehr habe im Osten. Aber Paulus denkt offenbar nur an die ganz großen Städte. Und wie klein selbst die Gemeinden in den Hauptstädten der ‚Welt' und des Christentums waren, zeigt eine aufmerksame Lesung des sechzehnten Kapitels im Römerbrief. Mag dieser Strauß freundschaftlicher Grüße nach Rom oder – wie andere wollen – nach Ephesus gesandt sein –, man zähle einmal die Namen und rechne die Leute dazu, „die in ihrem Hause sind", Familie und Gesinde und Freunde, und man wird eine Vorstellung haben von der Kleinheit der Christenschar selbst in einer Weltstadt. In Kleinasien hat es 60 Jahre später allerdings bereits große Massen Christen

gegeben, wenn der Statthalter Plinius nicht sehr übertrieben hat, als er an seinen Kaiser schrieb: „Viele Leute jedes Alters, jedes Standes, auch beiderlei Geschlechtes sind in Gefahr und werden hineingeraten. Und nicht bloß in den Städten, sondern auch in den Dörfern und auf dem Land ist dieser ansteckende Aberglaube verbreitet." Und von seinen Maßregeln sagt er, sie hätten dahin geführt, daß die fast schon vereinsamten Tempel wieder anfingen, Festfeiern zu sehen, und die lange unterlassenen heiligen Gebräuche wieder aufgenommen würden, auch die Opfertiere wieder Käufer fänden. Gleichzeitig haben wir auch für Palästina Angaben von ‚Myriaden' von Christen (Apg. 21, 20) und für Rom Nachrichten von einer ‚ungeheuren Menge' von Verfolgten (1. Clem. 6; Tacitus, Ann. 15, 44). Gegen das Jahr 150 zeigt uns dann Hermas in Rom eine recht große Gemeinde, nach den zahlreichen Sünderklassen zu urteilen, und bald nachher behauptet der zweite Clemensbrief 2, 3, daß es bereits mehr Christen als Juden gebe. Er behauptet es von der ganzen Welt, aber er kennt wohl nur die Verhältnisse im Westen, besonders in Rom: in Ägypten und Mesopotamien, am schwarzen Meer und in Syrien überwogen wohl damals noch die Juden. Immerhin läßt die Aussage eine gewisse zahlenmäßige Vorstellung zu; denn wenn die neuesten Berechnungen richtig sind, hat es zur Zeit Jesu in einer Gesamtbevölkerung von etwa 54 Millionen im Reich ungefähr 4 – 5 Millionen Juden gegeben. Am Ende unserer Periode stehen sich dann das Zeugnis des Tertullian, das man gewöhnlich anführt, und Worte des Origenes gegenüber. Jener sagt: „Von gestern sind wir und haben doch eure ganze Welt erfüllt, Städte und Inseln, Burgen und Flecken, die Marktplätze und selbst die Kriegslager, nur die Tempel haben wir euch übrig gelassen" (Apol. 37). Aber daß Tertullian übertreibt, geht aus seinen Aussagen schon in derselben Schrift mit aller Deutlichkeit hervor. So spricht er einmal davon, daß „fast die Mehrzahl in jeder Stadt" (er denkt zunächst an Afrika) Christen seien, und bald darauf, daß Karthago, wenn der Statthalter alle töten wolle, „gezehntelt" werden müßte (ad Scap. 2 u. 5). Und Origenes schreibt, nüchterner als die meisten andern, obwohl auch er die große und stets wachsende

Zunahme der Christen gerade auch in den oberen Schichten kennt, doch nicht bloß, daß es bis jetzt in der Christenheit nur „wenige und leicht zu zählende Märtyrer“ gegeben habe, sondern auch, daß die Christen im Verhältnis zur Gesamtzahl der Einwohner des Reiches noch „ganz wenige“ seien und daß der nun schon fast 200 Jahre alte Glaube noch in vielen Völkern „nicht bloß der Barbaren, sondern auch der unsrigen“ kaum oder gar nicht bekannt sei. Wenn Origenes auch vielleicht etwas nach der andern Seite zu weit gegangen ist, so dürfen wir uns um 200 doch die Christenheit noch nicht so zahlreich vorstellen, daß die Verbreitung der neuen Religion etwas besonders Wunderbares wäre. Man muß dazu bedenken, wie bereitet der Boden war für die neue Saat.

Und eben darum ist auch wahrlich keine Ursache für unsre Mission, beschämt dazustehen oder zu verzagen, wenn nicht überall ihre Saaten schneller reifen. Wenn die evangelische Mission des 19. Jahrhunderts über 11 Millionen gewonnener Menschen zählt und wenn man die vielleicht ebenso große, nicht genau zu ermittelnde Zahl der Anhänger des Katholizismus dazurechnet, wenn man ferner bedenkt, daß Nord- und Südamerika ja eigentlich nicht Missionsländer und doch christlich geworden sind, wenn man die Ausdehnung des Christentums über die Erde ins Auge faßt, die infolge der Weltherrschaft der europäischen Länder eingetreten ist, so sieht man, daß die Fortschritte des Christentums in seiner Anfangszeit, verglichen mit diesem Wachstum und dieser Mission, doch entsprechend geringer und langsamer gewesen sind. Nicht im ersten, sondern im 19. Jahrhundert ist das Christentum am gewaltigsten gewachsen. Das Werk der Mission ist so erfolgreich gewesen wie nur je die Predigt der Apostel und Evangelisten jener ersten Tage.